

Jahres MAGAZIN 2022

der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften

THEMEN

Gesellschaft im Wandel
Bedrohte Sprachen
Digitale Geisteswissenschaften

PROJEKTE

Briefe als soziale Medien
Echo der Antike
Komponist der Traumfabrik

PERSONEN

Antje Boetius
Mandana Seyfeddinipur
Frederike Neuber

CORA

YUCATÉC MAYA

GARIFUNA

BAY ISLANDS
SIGN LANGUAGE

MOCHO

Q'ANJOB'AL
IXIL MAYA

PESH

USPANTEKO,
SAKAPULTEKO

TOL (JICAQUE)

PROVIDENCE ISLAND
SIGN LANGUAGE

K'ICHEE'

RAMA

MALEKU

CABÉCAR

NASO (TERIBE)

KUNA

BASTIMENTOS
CREOLE ENGLISH

NASA YUWE (PáEZ)

NAM TRIK

TINIGUA

TUYUKA

KUBEO

ECUADORIAN SIONA

SECOYA

YUHUP

CHA PALÁA

TUNGURAHUA
(CHIBULEO) KICHWA

UPPER
NAPO
KICHWA

WAO TERERO

JAHRESMAGAZIN 2022

der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

EDITORIAL



Gäbe es einen Preis für die Metapher des Jahres, dann wäre wohl auch im Corona-Jahr 2021 die Metapher vom „Brennglas“ Siegerin geworden: Die Pandemie machte – so konnte man an vielen Orten lesen und hören – wie im Brennglas schon länger bestehende, aber übersehene Probleme sichtbar. Ein „Brennglas“ kann aber nicht nur als Lupe verwendet werden und zeigt dann in Vergrößerung, was ohne diesen Gegenstand mühsamer wahrzunehmen ist. Mit einem Brennglas kann man auch die Sonnenstrahlen bündeln und ein Feuer entzünden. Feuer unter dem Dach war im vergangenen Pandemiejahr nicht nur in Familien, die nicht wussten, wie sie ihre Kinder beschulen und gleichzeitig ihrer Arbeit nachgehen sollten, sondern auch bei all' denen, die beispielsweise auf präzise Gesundheitsdaten zur Infektion samt ihren Folgen angewiesen waren und sie nicht bekamen. Solche Probleme in Zeiten einer Pandemie blendet unser neues Jahresmagazin natürlich nicht aus – schließlich ist eine Akademie ja dazu da, im Rahmen ihrer Gesellschafts- und Politikberatung Beiträge zur Lösung solcher Probleme vorzulegen, und davon ist auf den folgenden Seiten die Rede. Wenn man aber ein Brennglas auf die Akademie richtet, um in der Vergrößerung zu sehen, was da passiert, kommen natürlich nicht nur Interdisziplinäre Arbeitsgruppen in den Blick, die für rund drei Jahre aktuelle Probleme in den Blick nehmen. Es werden auch Akademievorhaben sichtbar, die sich für große Themen gründlich Zeit nehmen dürfen und wollen. Die Akademie hat als Großforschungseinrichtung Schwerpunkte im Bereich der Antike und ihrer Transformation in nachantiken Zeiten, als vormals Preußische Akademie im Bereich Preußen, in der Kulturgeschichte des Zwanzigsten Jahrhunderts und auf dem Feld der Sprache. Das alles kann man mit dem Brennglas wie mit einer Lupe

in diesem Jahresmagazin betrachten. Aber eine Akademie wäre nichts ohne ihre Mitglieder und ihre Mitarbeitenden – und deswegen kommen ins Vergrößerungsfeld der Lupe auch allerlei Menschen aus diesen beiden Gruppen und Gäste, die wir einladen, mit uns zu arbeiten; in diesem Jahresmagazin besonders aus unserer Schwesterakademie, der Akademie der Künste. Feuer mit einem Brennglas muss man in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften nicht erst mühsam entfachen, Geistesblitze zucken zur Genüge durch unsere Gebäude und entfachen das Feuer der Begeisterung bei Mitgliedern, Mitarbeitenden und Gästen.

Ich bin sehr dankbar, dass das Brennglas dieses Jahresmagazins nicht eine Akademie im Ausnahmezustand einer Pandemie zeigt, in der kaum etwas so war wie in den Jahren vor dieser globalen Bedrohung. Das liegt daran, dass die neuen Schwierigkeiten bei fast allen auch zusätzliche Phantasie freigesetzt haben beim Forschen, Beraten und Kommunizieren. Davon zeugt dieses Jahresmagazin und dafür kann man nicht genug dankbar sein. Besonders bin ich aber Bettina Mittelstraß dafür dankbar, dass sie mit Ann-Christin Bolay und vielen anderen diesen Eindruck von der BBAW auf den folgenden Seiten eingefangen und damit für alle festgehalten hat. Viel Vergnügen beim Lesen wünscht

Ihr



Christoph Marksches, Akademiepräsident



INHALT

„LIFE IS LIFE“

SALON SOPHIE CHARLOTTE

Hörarchiv

LESSONS LEARNED? LESSONS LEARNED!

Von Christoph Marksches

WOHIN MIT DER ARBEIT?

Erwerb, Sorge, Bildung und ziviles Engagement –
Jobs im Wandel

Von Jutta Allmendinger und Moritz Neugebauer

IST DIE WISSENSCHAFTSFREIHEIT GEFÄHRDET?

Interdisziplinäre Arbeitsgruppe zum Wandel der
Universitäten und ihres gesellschaftlichen Umfelds

Von Uwe Schimank



DER WUNDERBARE MOMENT
DES VERSTEHENS

Über Meere, Klimawandel,
die Bedeutung von Wissen
und Dialog

Antje Boetius im Gespräch
mit Bettina Mittelstraß

6



8



12

WAS UNS AUSMACHT

26

Die Dokumentation und lebendige Bewahrung
bedrohter Sprachen in einem digitalen Archiv

Von Mandana Seyfeddinipur und Wolfgang Klein

16

WETTLAUF MIT DER ZEIT

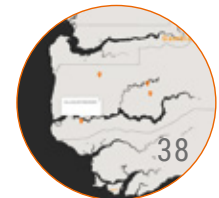
32

Anlässlich der UN-Dekade der
indigenen Sprachen 2022–2032

Mandana Seyfeddinipur und
Wolfgang Klein im Gespräch
mit Bettina Mittelstraß

20

ZEUGNISSE BEDROHTER VIELFALT



38

DER ENTWICKLUNG DES WORTGEBRAUCHS
AUF DEN FERSEN

40

Über das Zentrum für digitale Lexikographie
der deutschen Sprache

Mit Thomas Gloning

JAHRESMAGAZIN 2022

EINE CHATGRUPPE IN FRANKEN

Briefe als soziale Medien im Umfeld des Dichters

Jean Paul

Von Selma Jahnke

44

DAS ECHO DER ANTIKE

Das neue Akademienvorhaben „Antiquitatum Thesaurus“

Von Elisabeth Décultot, Arnold Nesselrath

und Ulrich Pfisterer

50



KOMPONIST DER TRAUMFABRIK – KOMPONIST DER MODERNE

Die erste kritische Ausgabe der Werke
von Erich Wolfgang Korngold

Von Friederike Wißmann

und Arne Stollberg

56

IM BÜRO BESUCHT

FREDERIKE NEUBER

Koordinatorin Digital Humanities / Telota – IT/DH

60

20 JAHRE TELOTA

Von Alexander Czmiel und Frederike Neuber

62

GEMEINSAME DETEKTIVARBEIT

Die Arbeitsstelle „Anpassungs-
strategien der späten mitteleuropäi-
schen Monarchie am preußischen
Beispiel 1786 bis 1918“

Von Bärbel Holtz



66



SCHÄTZE DES ARCHIVS

Der Mediziner Rudolf Virchow
und der Bau der
Berliner Kanalisation

Von Vera Enke

70

CONSILIUM – DIE 5 SINNE IN DER CORONA-KRISE

Betrachtung einer aufgezeichneten Verständigung

Von Bettina Mittelstraß

76

IMPRESSUM

84

LIFE IS LIFE SALON SOPHIE CHARLOTTE

HÖRARCHIV

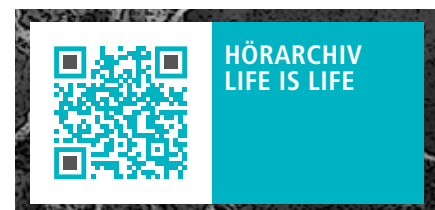
STADT / KÖRPER / GESELLSCHAFT / NATUR / TOD / KUNST / ZUKUNFT

Was heißt Leben? Was bedeutet es, lebendig zu sein? Wie wollen wir künftig leben? Anlässlich des Salon Sophie Charlotte 2021 lud die Akademie am Gendarmenmarkt zu einem analogen Hörparcours ein – der digital begehbar bleibt.

Hören Sie Stimmen und Klänge aus Wissenschaft und Kunst zu vielen Facetten des Lebens, indem Sie den QR-Codes in diesem Heft folgen.

Der Hörparcours „Life is Life“ zum
Salon Sophie Charlotte 2021
Online unter <https://salon.bbaw.de>

Konzept und Realisierung: Dr. Ann-Christin Bolay,
Dr. Daniela Douth und Franziska Nojack
Gefördert von der Gerda Henkel Stiftung und
der Fritz Thyssen Stiftung.





KUNST

ZUKUNFT

LESSONS LEARNED? LESSONS LEARNED!

Von Christoph Markschies

Nach meiner dritten Impfung im frühen Dezember 2021 ging ich mit meinem alten gelben Impfpass, der als ersten Eintrag „eine der gesetzlichen Pflicht genügende Pockenschutzimpfung“ vom 2. Dezember 1963 enthält, in eine nahegelegene Apotheke. Dort wollte ich mir ein digitales Impfzertifikat meiner Booster-Impfung besorgen, um sie auf die Corona-Warn-App meines Handys hochzuladen. In der Apotheke versuchte man verzweifelt, Zugang zu der entsprechenden Webpage zu bekommen. „Heute alles überlastet. Kommen Sie Montag wieder“, wies man mich nach zehn Minuten vergeblichen Versuchens ab. Ich spazierte zur nächsten Apotheke, erfuhr dort erneut, dass es „heute etwas schwierig“ sei, man es aber probieren wolle, wenn ich Geduld mitbringen würde. Nach weiteren Minuten und dem Versuch an insgesamt zwei Geräten, die Daten auf der Webpage einzugeben, signalisierte die fröhliche Mimik des Apothekers Erfolg. Er war auf die entsprechende Seite gelangt, hatte die Daten notiert, gab einen Druckbefehl, ich hatte meinen digitalen Impfpass und lud den QR-Code in die App. Zwei Wochen danach gab mein Handy leider seinen Geist



auf, ich erwarb ein neues Gerät und brachte viele Einstellungen wie Dateien über eine Cloud erneut auf das Gerät. Das gelang allerdings nicht für die Corona-Warn-App. Dort musste ich alle Zertifikate der drei Impfungen selbstständig neu hochladen, und da ich die zwei Zertifikate der ersten beiden nicht fand, muss ich jetzt immer genau im Kalender nach den Impfdaten suchen. Die hat meine App nämlich mit dem alten Gerät vergessen.

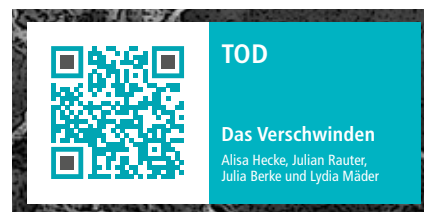
Man könnte aus nahezu zwei Jahren Pandemie viele solche Geschichten erzählen. Sie wirken auf den ersten Blick amüsant, wie Zeichen einer lebenswürdigen, etwas zurückgebliebenen Welt mitten im Zentrum Europas. Spätestens dann, wenn man sich fragt, wie viel Prozent der Bevölkerung eigentlich wie oft und wann geimpft wurden, weil es um die Beschaffung von zusätzlichen Impfdosen, die Frage einer gesetzlichen Impfpflicht oder schlicht um den Umfang von Vorsorgemaßnahmen für die Bevölkerung gegen Ansteckung geht, ist das alles weder amüsant noch liebenswert rückständig, sondern einfach nur schrecklich rückständig.

Den Satz, dass jede Krise auch eine Chance ist, kann angesichts solcher Versäumnisse, die es natürlich nicht nur bei der Digitalisierung des Gesundheitswesens gibt, eigentlich kaum jemand mehr hören. Auch die Rede davon, dass die Pandemie schon länger existierende Probleme wie in einem Brennglas deutlicher sichtbar gemacht hat, haben wir schon zu oft gehört. Selbstverständlich arbeiten gegenwärtig an verschiedensten Stellen Personen und Institutionen daran, dass diese Probleme präzise

beschrieben und entsprechende Konsequenzen gezogen werden. Es fehlte bisher aber eine übergeordnete, fachlich und politisch unabhängige Arbeitsgruppe, die diese verschiedenen Aktivitäten und Förderlinien bilanziert und im Blick auf ihre Evidenzbasis, Konsistenz und Kohärenz bewertet, Lücken in der Aufarbeitung der SARS-CoV-2-Pandemie identifiziert, Vorschläge zur Behebung dieser Lücken macht sowie ein Monitoring der Umsetzung dieser Empfehlungen vorbereitet. „Lessons learned“ nennt man ein solches Verfahren im angelsächsischen Raum.

Eine ausführliche Analyse der Problemlagen

Beratung von Politik und Gesellschaft gehört zu den Kernaufgaben der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Ihren spezifischen Beitrag in der Pandemie sieht sie auf dem Feld einer solchen „Lessons learned“-Beratung. Gemeinsam mit der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina hat sie 2021 eine entsprechende Arbeitsgruppe eingerichtet. Sie wird von deren Präsidenten Gerald Haug und Christoph Marksches in enger Verbindung mit Jutta Allmendinger, Alena Buyx und Heyo Kroemer gemeinsam geleitet; die meisten Mitglieder der Arbeitsgruppe stammen aus der Mitgliedschaft der beiden Akademien, aus dem Deutschen Ethikrat, der im Gebäude der BBAW arbeitet und administriert wird, und aus weiteren einschlägigen Institutionen.



Die Präparation als Kulturpraxis

Die Zusammenstellung vorhandener Untersuchungen und Lösungsvorschläge

Die Arbeitsgruppe „Lessons learned“ wird sich 2022 Zeit für eine ausführliche Analyse der Problemlagen, die Zusammenstellung bereits vorhandener Untersuchungen und Lösungsvorschläge sowie die Erarbeitung eigener Empfehlungen nehmen. Natürlich kann sie nicht zu allem und jedem Stellung nehmen, was in den vergangenen Monaten der globalen Pandemie an Baustellen im Bildungs- und Gesundheitssystem sowie bei der Kooperation staatlicher Verwaltungen und anderer Akteure an Problemen zu Tage getreten ist. Wie die allzu oft bemühte Metapher vom Brennglas, als das die Krise im Blick auf lange schon bestehende Probleme gewirkt hat, zeigt, könnte man sich ja an vielfältige, jeweils sehr unterschiedliche Reformprojekte machen. Eine grundsätzliche Durchsicht der Aufgabenverteilung von Bund und Ländern haben beispielsweise schon sehr verschiedene Akteure versucht. Eine Arbeitsgruppe zweier Akademien würde sich allerdings verheben, wollte sie alle jetzt zu Tage getretenen Probleme analysieren und therapieren. Deswegen konzentrieren wir uns bei dem Versuch, „Lessons learned“ zu bilanzieren, auf Problemkomplexe im Gesundheits-, Bildungs- und Wissenschaftssystem sowie im Verwaltungshandeln, für die einige charakteristische Beispiele stehen können:

Die vergangenen Monate haben, wie bereits eingangs angedeutet, gezeigt, dass im Blick auf das präzise wie beschleunigte Management von Big Data vor allem im Bereich des Gesundheitswesens erheblicher Nachholbedarf besteht und neben technischen auch juristische wie institutionelle Voraussetzungen zu schaffen bzw. zu stärken sind. Das betrifft elementar den Alltag und nicht nur die großen Zusammenhänge: Ich besitze neben dem privaten Handy, das seinen Geist aufgab, auch noch ein Diensthandy. Auf beiden Handys, die ich in beiden Seitentaschen meines Jacketts trage, habe ich die Corona-Warn-App geladen. Seit Monaten dokumentieren beide Apps jeweils unter-

schiedliche Formen und Zahlen von Begegnungen, auch sehr unterschiedliche Zahlen und Dauer von Risikobegegnungen. Ganz zu schweigen von der Luca-App. Wollte man ihr glauben, hätte ich mich vor einer Woche bei den Impressionisten im Potsdamer Museum Barberini vierundzwanzig Stunden aufgehalten. Die Bilder sind zauberhaft, aber bei pandemiebedingt geschlossener Cafeteria müssen deutlich weniger Stunden im Haus genügen.

Insbesondere in den ersten Monaten nach dem Ausbruch der Pandemie wurde deutlich, dass die Kooperation zwischen sektoral und disziplinär aufgestellten Institutionen und Individuen insbesondere im Bildungs- und Wissenschaftsbereich sowie in der allgemeinen Verwaltung wenig geübt war und einer institutionellen Pflege wie Vorsorge bedarf. Ein bestimmtes Computerprogramm ist für bestimmte Schultypen eines bestimmten Bundeslandes zugelassen, aber natürlich nicht für das Nachbarbundesland. Und man bekommt sogar gelegentlich den Eindruck, Hindernisse im Rahmen von einschlägigen Zulassungsverfahren würden gezielt aufgebaut, um die Autonomie der jeweiligen Verwaltung zu dokumentieren und zu sichern. Viele Lehrerinnen und Lehrer mussten diese Versäulungs-Phänomene im Verwaltungswesen schmerzlich erfahren, wenn sie etwas Kluges von anderswo für den eigenen digitalen Unterricht übernehmen wollten.

Gesellschaftliche und soziale Effekte der Pandemie, wie beispielsweise die vielfältig unterschiedlichen Risiken und Belastungen verschiedener Gruppen, sind nicht zeitnah erfasst und in die Maßnahmenplanung einbezogen worden. Zu den besonders unangenehmen Effekten gehört beispielsweise die pandemiebedingte Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse. In den vergangenen Monaten sah ich in den allfälligen Kacheln der digitalen Konferenzen auf den Schirmen eigentlich nur Frauen mit Kindern, die durch das Bild gelaufen sind. Männer mussten sich offenbar nie um die Kinder kümmern, sondern saßen vor imponierenden Bücherwänden mit einem Becher Kaffee

Die Erarbeitung eigener Empfehlungen

in der Hand. Natürlich wussten wir auch schon vorher, dass wir vielfach von Geschlechtergerechtigkeit, gleichem Lohn für gleiche Arbeit und paritätischen Besetzungen ausgeschriebener Stellen weit entfernt sind. Aber nun haben alle die entsprechenden Bilder vor Augen und haben auf der Agenda, dass noch viel mehr getan werden muss als bisher.

Die hier mit paradigmatischen Beispielen unterlegten Problemkomplexe wollen vor allem deutlich machen, dass es einen Bedarf für eine Sektoren-, Disziplinen und Institutionen-übergreifende Analyse der vergangenen Monate gibt, die sich auf die institutionellen Konsequenzen für bestimmte Teilsysteme der Gesellschaft konzentriert und dazu zunächst die Lücken bisheriger Aufarbeitung zu identifizieren versucht. Die BBAW beteiligt sich nicht nur mit der „Lessons learned“-Arbeitsgruppe an dieser großen Aufgabe, sondern untersucht gemeinsam mit der Leopoldina und der Deutschen Akademie für Technikwissenschaften (acatech) in einer weiteren Arbeitsgruppe zur Zukunft der Arbeit einen der genannten Problemkomplexe stärker im Detail: Wie soll in Zukunft angesichts der Erfahrungen der Pandemie gearbeitet werden und vor allem wo? Die letzten Monate haben deutlich gemacht, unter wie ungesunden Umständen viele Menschen arbeiten müssen. Wenn ich von meiner Wohnung in das Berliner Gebäude der Akademie fahre, führt der direkte Weg durch die Leipziger Straße. Das war einmal eine elegante Einkaufsstraße und ist jetzt eine Schlucht, durch die sich sechsspurig der Verkehr im Stopp-and-go quält. Und dazwischen schlängeln sich unter Lebensgefahr noch ein paar Menschen mit Fahrrädern durch. Natürlich wollen wir nicht, dass nun alle Menschen zu Hause bleiben sollen und neben ihrer Arbeitskraft auch noch einen Arbeitsplatz im eigenen Heim stellen müssen. Aber es wäre doch schon viel gewonnen, wenn die, die gut zu Hause oder mobil arbeiten könnten, das auch dürften. Nicht nur die Leipziger Straße wäre entlastet und ein aktiver Beitrag zum Klimaschutz geleistet. Mehr Menschen könnten guten Gewissens auch auf dem Lande leben, man könnte

Mobilität stärker umschichtig organisieren und an den öffentlichen Verkehr koppeln und würde unser aller Nerven schonen. Und mit den Nerven würde man die Gesundheit schonen – und damit die Finanzen all derer, die in unser Gesundheitssystem investieren müssen.

Die Akademie beschäftigt sich mit solchen Fragen gemeinsam mit ihren Schwesterakademien in zwei Arbeitsgruppen – einer generelleren zu den „Lessons learned“, einer spezielleren zur „Zukunft der Arbeit“. Und sie denkt auch ganz grundsätzlich über die Gesellschafts- und Politikberatung angesichts großer Krisen nach. Es gibt nämlich, wie auch der Wissenschaftsrat in seinem Positionspapier „Impulse aus der COVID-19-Krise für die Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems in Deutschland“ vom Januar 2021 festgestellt hat, keine verlässlichen institutionellen Mechanismen für eine Gesellschafts- und Politikberatung, die Krisen soweit als möglich antizipiert und daraus Empfehlungen ableitet. Es fehlt insbesondere an einer rechtzeitigen Identifikation einschlägiger Disziplinen und geeigneter Vertreter. Dazu arbeitet die BBAW in verschiedenen Zusammenhängen an Vorschlägen für die Bildung entsprechender Netzwerke und möchte sich selbst an der Koordination auf Gebieten beteiligen, die seit vielen Jahren Gegenstand ihrer Interdisziplinären Arbeitsgruppen und Initiativen sind.

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften will mit allen diesen genannten Aktivitäten ihren Beitrag dazu leisten, dass wir die Lektionen lernen, die aus der Pandemie gelernt werden müssen. Unter anderem dazu gibt es sie schließlich.

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Christoph Marksches ist evangelischer Theologe und Historiker. Er ist Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

WOHIN MIT DER ARBEIT?

ERWERB, SORGE, BILDUNG UND
ZIVILES ENGAGEMENT – JOBS IM WANDEL

Von Jutta Allmendinger und Moritz Neugebauer

Arbeitsgesellschaft auf dem Prüfstand:
Bestandsaufnahme und Visionen



Werden Erwerbstätige in Deutschland in Zukunft länger arbeiten müssen, weil sozialstaatliche Absicherungen in einer alternden Gesellschaft nur so finanziert werden können? Werden sie weniger arbeiten, weil die voranschreitende Digitalisierung von Arbeitsprozessen und der Einsatz von Künstlicher Intelligenz menschliches Zutun an vielen Stellen unnötig macht? Wird die Dekarbonisierung, die Umstellung auf eine kohlenstofffreie Wirtschaftsweise, als Antwort auf den Klimawandel ähnlich viele neue Jobs schaffen, wie sie überflüssig macht? Erzeugen Plattformunternehmen grundlegend neue Arbeitsbeziehungen? Welche Regulierungsansätze werden ihnen gerecht und wie lassen sich Arbeitnehmerinteressen organisieren?

All diese Fragen stehen seit langem im Zentrum wissenschaftlichen, unternehmerischen und politischen Nachdenkens über die Arbeitswelt von morgen. Die stark interdisziplinär zusammengesetzte Arbeitsgruppe „Zukunft der Arbeit nach Corona“ des Ständigen Ausschusses der Nationalen Akademie der Wissenschaften greift diese Diskussionen auf und entwickelt Empfehlungen für gesellschaftliche und politische Akteure.

Die Pandemie verschärft Entwicklungen, aber eröffnet auch neue Denkräume

Dabei kommen auch die Folgen der Pandemie in den Blickpunkt. COVID-19 hat die Entwicklungen in unserer global aufgestellten Arbeitswelt weiter angefacht und maßgeblich verschärft, zahlreiche Transformationsprozesse wirken sich nun umso schneller und stärker aus. Der technologische und der demografische Wandel, der Klimawandel und die anhaltende Globalisierung werden die Arbeit der Zukunft prägen.

Die Pandemie bewirkt aber noch mehr: Sie eröffnet neue Denkräume und zeigt damit auch, wie sehr es in Zukunft darauf ankommen wird, technische und soziale Innovationen zu entwickeln und miteinander zu verschränken.

Neue Denkräume entwickelte auch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS), als es auf einer virtuellen Konferenz im Juni 2021 vier Szenarien vorstellte, wie sich die Arbeitswelt in Deutschland in den kommenden zwanzig Jahren entwickeln könnte. Ein besonderer Schwerpunkt lag dabei auf dem Umgang mit dem Fachkräftemangel, der sich angesichts des demografischen Wandels und anhaltend niedriger Zuwanderung zu verschärfen droht.

Eines der Szenarien sieht vor, dass der Fachkräftemangel durch Hochautomatisierung kompensiert wird, was zu Produktivitätsgewinnen führe. Diese Entwicklung könne von Gewerkschaften mitgestaltet werden. Eine flexible 30-Stunden-Woche als „neues Vollzeitmodell“ und KI-gestützte Weiterbildungsangebote seien die Folgen – durchaus Vorstellungen, die über bisherige Ansätze zur Kompensation des Fachkräftemangels hinausgehen.

Andere Aspekte dieses ersten Szenarios sind stärker in der Gegenwart verhaftet. Eine altbekannte Lösung wird etwa für all die Erwerbstätigen vorgesehen, für die sich ein unterstützter Berufswechsel in ein neues, in geringerem Maße automatisiertes Berufsfeld „nicht mehr lohnt“: Sie finden staatlich subventionierte Beschäftigung im öffentlichen und gemeinnützigen Bereich. Hier könnte weitergedacht und auf Fragen der konkreten Ausgestaltung eingegangen werden, an denen staatliche Beschäftigungsförderung bisher häufig scheiterte.

Die Neugestaltung der Arbeit erfordert eine intensive gesellschaftliche Debatte

In zwei weiteren Szenarien des BMAS wird eher die Arbeitsgesellschaft abgebildet, in der wir bereits heute leben. Als eine mögliche Entwicklung wird der Abbau von Arbeitnehmerrechten und die Effizienzgewinne monopolistischer Plattformunternehmen gesehen – Entwicklungen, die für viele Beschäftigte mit einem hohen wirtschaftlichen Druck, Vereinzelung und einem Verlust gesellschaftlichen Zusammenhalts einhergehen würden. In einem anderen Zukunftsbild stützt sich wirtschaftliches Wachstum dagegen auf die loyale, mit zahlreichen Vorteilen belohnte Kernbelegschaft transnationaler Unternehmen. Außerhalb dieser (gehobenen) Mittelschicht dominieren ungezügelter Marktkräfte und gesellschaftliche Fragmentierung. Dass beide geschilderten Entwicklungspfade wenige Aha-Momente bereithalten, mag daran liegen, dass große Teile des deutschen Arbeitsmarkts bereits in dieser Zukunft angekommen sind. Die notorische Schere entlang von Einkommen und Arbeitsplatzsicherheit schließt sich bislang keineswegs – entgegen erster Hoffnungen auch nicht durch die Pandemie.

Das vierte Szenario des BMAS regt besonders zum Nachdenken über Grundsätzliches an. In dieser imaginierten Zukunft löst eine Häufung von Extremwetterereignissen in Europa entschlossene staatliche Interventionen in den Energiesektor und Wohnungsbau aus. Der Aufbau einer nachhaltigen Kreislaufwirtschaft ist in diesem Zukunftsbild dabei mit harten wirtschaftlichen Einschnitten verbunden. Die Trennung zwischen Erwerbsarbeit und anderen, etwa „gemeinwohlorientierten“ Tätigkeiten schwimmt zunehmend. Hybride Beschäftigungsformen häufen sich und die Dreiteilung des Lebenslaufs in Ausbildung, Berufstätigkeit und Rente löst sich auf.

Welche dieser Entwicklungen wird eintreten? Welche Alternativen gibt es und wie müssten sie ausgestaltet sein, um sich durchzusetzen? Ziel der Arbeitsgruppe von Nationaler Akademie der Wissenschaften Leopoldina, Berlin-Brandenburgischer Akademie der Wissenschaften und

acatech – Deutscher Akademie der Technikwissenschaften ist es, mögliche Antworten auf derart grundsätzliche Fragen zu skizzieren. Wie kann das deutsche Bildungssystem auf veränderte Berufsbilder und variable Karrierepfade abgestimmt werden? Wie können neue Arbeitszeitmodelle gelingen und selbstverständlich werden, anstatt sie immer wieder neu aushandeln und auf den Einzelfall zuschneiden zu müssen? Wie können Berufswechsel zu einem allgemein akzeptierten und finanziell umsetzbaren Schritt werden – und welche konkrete Unterstützung können wir uns dabei von Künstlicher Intelligenz erhoffen? Welche Gestaltungspfade gangbar und im Einklang mit bestehenden Trends sind, bewerten die Mitglieder der Arbeitsgruppe auf Grundlage des aktuellen Forschungsstands in ihren Disziplinen: Soziologie, Psychologie, Geschichte, Wirtschaftswissenschaften, Philosophie, Designforschung, Theologie, Medizin, Internationale Beziehungen, Urbanistik und Architektur.

Diese Aufzählung deutet bereits an, dass weitere Grundsatzfragen an die Zukunft der Arbeit gestellt werden müssen, die in der öffentlichen Debatte und in der Unternehmensberatung noch häufig ausgeblendet werden. Wie kann unbezahlte Sorgearbeit nahtloser im Wochen- und Lebensverlauf eingebettet und wie von Männern und Frauen gleichermaßen geleistet werden? Welche Möglichkeiten eröffnet dezentrales Arbeiten für die Stadtplanung und wie bilden sich die bereits heute verschwimmenden Grenzen zwischen Arbeit, Familie und Freizeit in der Wohnraumgestaltung ab? Welche Orte und Lebensphasen taugen künftig für Begegnungen über alle gesellschaftlichen Schichten hinweg, wenn es für viele nicht der Arbeitsweg und schon gar nicht der Zivil- oder Wehrdienst ist?

Die Zukunft der Arbeit ist letztlich untrennbar mit gesellschaftlichen Zielvorstellungen verbunden, die gegenwärtig neu ausgehandelt werden. Wie kann die vielbeschworene Work-Life-Balance tatsächlich aussehen? Welche Rolle können Erwerbsarbeit, die Sorge für Kinder und Bedürftige, Freizeit, berufliche Weiterbildung, Ehrenamt und andere Tätigkeiten im Lebensverlauf einnehmen? Wie kann dieses Zusammenspiel für verschiedene Lebens- und Arbeitsformen gelingen? All dies erfordert eine intensive gesellschaftliche Debatte.

Eine solche Debatte muss auch eine Wertedebatte sein. Die prominente Wirtschaftswissenschaftlerin Mariana Mazzucato hat in den vergangenen Jahren den Begriff der „public values“ wiederbelebt: Gesellschaftliches und staatliches Handeln solle an anderen Werten als nur an kurzfristiger finanzieller Rentabilität gemessen werden. Mazzucato spricht sich konkret für eine Umgestaltung zahlreicher Wirtschaftszweige – wie etwa Verkehr, Medizin und Bauwesen – nach dem Vorbild der US-Mondmission aus. Gesellschaftliche Probleme sollten als politische Missionen formuliert werden, die es gemeinsam zu erreichen gilt. Welche Missionen dies sind und in welchen geografischen Maßstäben sie zu verfolgen sind, muss öffentlich ausgehandelt werden. Die Arbeitsgruppe „Zukunft der Arbeit nach Corona“ hat die verantwortungsvolle Aufgabe, die Spannungsfelder und Handlungsoptionen aufzuzeigen, die für diesen Aushandlungsprozess zentral sind.

Prof. Dr. Jutta Allmendinger ist Präsidentin des Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina und Sprecherin der Arbeitsgruppe „Zukunft der Arbeit nach Corona“.

Moritz Neugebauer ist Koordinator der Arbeitsgruppe „Zukunft der Arbeit nach Corona“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

ZUKUNFT DER ARBEIT NACH CORONA

Arbeitsgruppe des Ständigen Ausschusses der Nationalen Akademie der Wissenschaften

Sprecherin

Prof. Dr. Jutta Allmendinger

Koordinator

Moritz Neugebauer

Beteiligte Institutionen

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Federführung)

Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina

acatech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften

Union der deutschen Akademien der Wissenschaften



Ein Einblick in die Vermächtnis-Studie

IST DIE WISSENSCHAFTS- FREIHEIT GEFÄHRDET?

Von Uwe Schimank

WANDEL DER UNIVERSITÄTEN UND IHRES GESELLSCHAFTLICHEN UMFELDS – FOLGEN FÜR DIE WISSENSCHAFTSFREIHEIT?

Interdisziplinäre Arbeitsgruppe der Berlin-
Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Sprecher

Prof. Dr. Uwe Schimank

Stellvertretender Sprecher

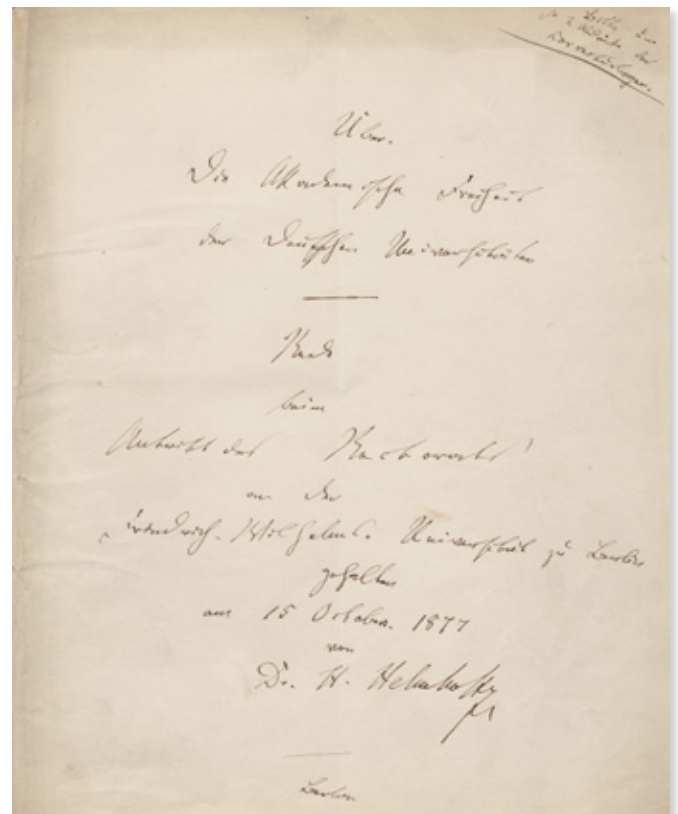
Prof. Dr. Mitchell Ash

Gefährdete Wissenschaftsfreiheit? Nicht hierzulande. Nicht heutzutage. So würden vermutlich viele spontane Antworten auf die Titelfrage dieses Beitrags ausfallen. Eine Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach aus dem Jahr 2020 unter deutschen Hochschullehrerinnen und -lehrern ergab, dass nur eine sehr kleine Minderheit die Wissenschaftsfreiheit in Deutschland bedroht sieht. Für 93 Prozent der Befragten gebe es in Deutschland „sehr viel“ oder „viel Wissenschaftsfreiheit“. Unfreiheit für Wissenschaft scheint sich also eher in demokratiefernen Staatsgebilden zu verorten. Entweder liegen diese aus deutscher Perspektive länger zurück, vor allem im Nationalsozialismus aber auch in der DDR oder aber weit entfernt in Ländern wie Nordkorea oder China.

Doch tatsächlich gab es in den letzten Jahren auch in uns nächstehenden Ländern wie der Türkei und Ungarn gravierende und irritierende Eingriffe in die Wissenschaftsfreiheit. Vielleicht noch beunruhigender ist, dass in den USA während der Regierungszeit von Donald Trump unter anderem die Klima- und genereller noch die Umweltforschung erheblich unter Druck standen. Eine – wie man dachte – gefestigte westliche Demokratie respektiert die Freiheit von Forschung und Lehre offenbar nicht mehr so vorbehaltlos, wie die Wissenschaft es in solchen Ländern gewohnt ist.

Solange Demokratien stabil sind, scheint die Wissenschaftsfreiheit gesichert – inzwischen ja auch wieder in den USA. Kann man sich wenigstens auf diesen Zusammenhang verlassen? Auch hierzu werden in den letzten Jahren Zweifel geäußert – sogar hierzulande! Wenn zum Beispiel Lehrenden vorgehalten wird, in den Literaturlisten ihrer Seminare nur die inzwischen sprichwörtlichen ‚alten weißen Männer‘ als Pflichtlektüre aufzuerlegen: In vielen Fächern ist es – leider! – bis vor wenigen Jahrzehn-

ten so gewesen, dass die meisten bedeutenden Forschungsleistungen – oft sogar Forschung überhaupt – von dieser Kategorie von Menschen erbracht wurde. Sollen diese Forschungen deshalb aus Gründen der Gleichberechtigung verschwiegen werden? Und kann man hinnehmen, dass Auseinandersetzungen über solche Fragen nicht in Gestalt von zivilisierten Diskussionen, sondern als „hate speech“ – oder gar nicht – geführt werden?



„Ueber die akademische Freiheit der deutschen Universitäten“
Hermann von Helmholtz’ Antrittsrede als Rektor.

(Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften,
Nachlass Hermann von Helmholtz, Nr. 708, Deckblatt)

Tiefgreifende Veränderungen des deutschen Hochschulsystems und anhaltende Unterfinanzierung rufen Verunsicherungen hervor

Ein anderes Beispiel sind Auseinandersetzungen über Tierversuche. Hier sind nicht nur Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit körperlicher Gewalt bedroht worden, auch ihre Familienangehörigen wurden in ‚Sippenhaft‘ genommen. Es handelt sich zweifellos um ein diskussionsbedürftiges Thema, das schwierige Abwägungen verlangt – aber was ist, wenn eine Seite gar nicht diskussionsbereit ist, sondern bis zu Morddrohungen geht, um ihre Sicht der Dinge durchzusetzen?

Man mag sagen: Die allermeisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler betrifft so etwas glücklicherweise nicht. Also geht es uns nach wie vor gut in Sachen Wissenschaftsfreiheit. Abgesehen davon, dass die je individuell Betroffenen unsere Solidarität – und die ihrer Hochschulleitungen, woran es bisweilen zu mangeln scheint – verdienen: Gibt es nicht darüber hinaus viel weniger spektakuläre, aber in ihrer Breitenwirkung weit bedeutsamere Gefährdungen von Wissenschaftsfreiheit?

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier drei mögliche Gefährdungspotenziale kurz angesprochen.

Erstens

Ohne ein Mindestmaß an finanziellen Ressourcen bleibt Wissenschaftsfreiheit ein Recht, das nicht genutzt werden kann. Die deutschen Universitäten sind jedoch seit Jahrzehnten chronisch unterfinanziert, und ein immer größerer Teil der knappen Geldmittel sind Drittmittel, die weit überwiegend der Forschung, kaum der Lehre dienen, die man sich im Wettbewerb beschaffen muss und über die man jeweils nur temporär verfügen kann. Für die indivi-

duelle Forschung heißt das: Sie muss sich oftmals kurzzeitig opportunistisch nach der Decke strecken. Was und wie man forscht, richtet sich dann weniger danach, wo man die eigenen Stärken sieht, sondern etwa danach, in welchen Sonderforschungsbereich oder Clusterantrag man von der Hochschulleitung komplimentiert wird – keine gute Ausgangsbasis für unabhängiges Erkenntnisstreben. Schaut man sich die Lehre an, stellt man fest: Sie findet aufgrund der nicht auskömmlichen Grundausstattung in vielen Fächern und an vielen Standorten unter Betreuungsverhältnissen statt, die Bemühungen auch nur um Mindeststandards an Qualität – auch solche Bemühungen sollte die Wissenschaftsfreiheit ermöglichen – sehr enge Grenzen setzen. Drastisch formuliert: Die „Billig-Studierenden“ und „Billig-Absolventen“ werden immer noch billiger – und wer da auf gleichbleibende Qualität der Lehre, von Steigerungen ganz zu schweigen, hofft, ist einfach nur ein Schönredner.

Zweitens

Es wird von Seiten der nicht-professoralen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kritisiert, dass in Deutschland die individuelle Wissenschaftsfreiheit nach wie vor zu selektiv nur auf Professuren ausgelegt ist. Diese Kritik richtet sich zum einen dagegen, dass sie in wichtigen Aspekten ihres Forschens und Lehrens den Inhabern der Lehrstühle weisungsunterworfen sind; zum anderen kommt eine beträchtliche faktische Abhängigkeit hinzu. Diese rührt daher, dass Stellenbesetzungen, akademische Qualifikationen (Promotion, Habilitation) und die Zuteilung von Ressourcen maßgeblich von Professorinnen und Professoren entschieden werden. In den Augen vieler – nicht nur Betroffener – ist diese Abhängigkeit zu groß und dauert zu lange, ohne dass sich dies sachlich begründen ließe. Sie könnte sich dysfunktional auf die Qualität von Lehre und Forschung auswirken – und sei es dadurch, dass die besten Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler das deutsche Universitätssystem in Richtung Ausland oder anderer Berufsfelder verlassen.

Drittens

Schließlich wird zunehmend kritisiert, dass das wissenschaftliche Publikationswesen, das mit Fachzeitschriften und -büchern der weltweiten Kommunikation und Diskussion von Forschungsergebnissen dient, inzwischen in den Natur- und Ingenieurwissenschaften von einem halben Dutzend gewinnorientierter globaler Großverlage beherrscht wird, die diese Marktmacht zur Preistreiberei einsetzen. Nicht nur Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Globalen Süden leiden seit langem darunter, dass die Bibliotheken ihrer Universitäten wichtige Fachzeitschriften aus Geldmangel abbestellen mussten. Eine gute Literaturversorgung gehört aber zu den Voraussetzungen einer Nutzung von Wissenschaftsfreiheit. Nachdem es lange Zeit keine effektive Gegenwehr von Seiten der Wissenschaft gab, schien die Digitalisierung Möglichkeiten zu bieten, das Publizieren wissenschaftlich selbst in die Hand zu nehmen und fortan Publikationen für Nutzerinnen und Nutzer kostenlos per Open Access anzubieten. Allerdings haben inzwischen die Großverlage selbst Open Access als neues Geschäftsmodell entdeckt, aus dem sich noch mehr Profit schlagen lassen könnte – und zusätzlich lassen sich die so gesammelten Nutzungsdaten einzelner Publikationen an Hochschulleitungen und andere Evaluationsinstanzen, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bewerten wollen, vermarkten. Derzeit ist noch offen, welche Seite hier längerfristig die Oberhand behält. Sollten es – wofür einiges spricht, wenn Wissenschaft und Wissenschaftspolitik nicht aufpassen – die Verlage sein, könnten daraus weitere massive Unterhöhungen individueller Wissenschaftsfreiheit erwachsen.

Man mag Hinweise auf diese – und weitere hier nicht angesprochene – mögliche Gefährdungen von Wissenschaftsfreiheit als Panikmache abtun. Der derzeitigen Stimmungslage unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern würde man damit nicht gerecht. Die tiefgreifenden Veränderungen des deutschen Hochschulsystems – um als Stichworte nur „Bologna“, die „Exzellenzinitiative“

und „New Public Management“ zu nennen – haben in Kombination mit der anhaltenden Unterfinanzierung entsprechende Verunsicherungen hervorgerufen. Grund genug, damit sich eine Interdisziplinäre Arbeitsgruppe (IAG) der BBAW mit der Frage befasst, ob all diese und weitere Veränderungen Gefährdungspotentiale für die Wissenschaftsfreiheit darstellen. Die IAG, der Mitglieder aller Klassen der BBAW sowie externe Expertinnen und Experten angehören, hat ihre Arbeit im Herbst 2019 aufgenommen und wird ihre Beratungen bis Ende 2022 fortsetzen. Erste Zwischenergebnisse wurden bereits in der Schriftenreihe „Wissenschaftspolitik im Dialog“ der BBAW veröffentlicht, weitere sind in Vorbereitung.

Prof. Dr. Uwe Schimank ist Professor für Soziologische Theorie und lehrte an der Universität Bremen. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und dort Sprecher der Interdisziplinären Arbeitsgruppe zur Wissenschaftsfreiheit in Deutschland.



Hermann von Helmholtz und Rudolf Virchow
zum Lebensbegriff und zum Thema
Wissenschaftsfreiheit

DER WUNDERBARE MOMENT DES VERSTEHENS

ÜBER MEERE, KLIMAWANDEL,
DIE BEDEUTUNG VON WISSEN UND DIALOG

Bettina Mittelstraß im Gespräch
mit dem neuen Akademiemitglied Antje Boetius

Bettina Mittelstraß: Seit 2021 sind Sie Mitglied der Akademie – herzlichen Glückwunsch, Frau Boetius. Was bedeutet Ihnen die Zuwahl?

Antje Boetius: Über meine Aufnahme in diese Akademie habe ich mich sehr gefreut. Ich konnte hier zuvor schon öfter an Veranstaltungen teilnehmen und habe dabei stets gemerkt, wie viel es mir bedeutet, breit über die Fachdisziplinen hinaus zu denken, zu forschen, zu diskutieren und zu schreiben. Die BBAW ist bekannt für interessante Veranstaltungen auch jenseits der Wissenschaften, zusammen mit Kunst und Medien und im Dialog mit der Gesellschaft. Wir alle haben zusammen als Kulturschaffende große Themen zu bearbeiten und Fragen zu beantworten wie diese: Wie gelingt es uns noch besser, das Weltwissen zu erschließen, zu bewahren und zu nutzen? Wie wird Wissenschaft und Wissen offener, vernetzter und chancenreicher für alle Völker und Geschlechter? Wie politisch kann und muss Wissenschaft sein? Und immer wieder geht es darum: Wie können wir den wunderbaren Moment des Entdeckens und Verstehens teilen?

AWI-Direktorin Prof. Dr. Antje Boetius
zwischen Expeditionskisten und
einem Tiefsee-Freifallgerät für
Messungen direkt am Meeresboden

© Alfred-Wegener-Institut / Achim Mülthaupt/laif





Troposphärenforschung bei
Grönland mit Hilfe eines mit
Helium gefüllten Fesselballons

© Alfred-Wegener-Institut / Esther Horvath



Der deutsche Forschungseisbrecher
Polarstern, Flaggschiff des AWI –
2014 auf Arktis Expedition

© Alfred-Wegener-Institut / Stefanie Arndt

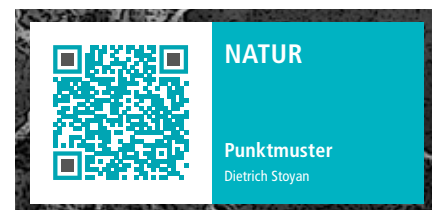
Bettina Mittelstraß: Sie sind Direktorin des Alfred-Wegener-Instituts (AWI) Helmholtz-Zentrum für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven. Was hat Sie schon immer fasziniert und zu den Meereswissenschaften gebracht?

Antje Boetius: Schon als Kind hatte ich eine Idee von meinem Leben: Ich wollte dem Ozean im wahrsten Sinne des Wortes auf den Grund gehen. Das kam vor allem durch die Literatur, die ich verschlungen habe – von Jules Verne über Robert Louis Stevenson bis zu Cecil Scott Forester und den Expeditionsbüchern von Fridtjof Nansen. Dazu faszinierten mich im Fernsehen die Unterwasserfilme von Hans und Lotte Hass, sowie von Jacques-Yves Cousteau. Im Studium und auf meinen ersten Seereisen noch als Studentin lernte ich: Unser Ozean ist ein gigantischer Raum und bis heute größtenteils völlig unerforscht. Dann merkte ich bei der Bearbeitung meiner ersten eigenen Forschungsaufgaben in Diplom- und Doktorarbeit, wie sehr ich den Moment des Entdeckens liebe – wenn man Orte besucht, wo noch nie ein Mensch zuvor war, oder Lebensformen betrachtet, die keiner kennt. Dieses Entdecken liegt der Forschung zugrunde, daher wird sie nie langweilig. Gleichzeitig motiviert mich auch das Bewusstsein, wie wichtig die Forschungsergebnisse sind, um das Leben auf unserem Planeten besser zu machen und die Natur zu schützen.

Bettina Mittelstraß: Das Leben auf unserem Planeten ist dem Klimawandel ausgesetzt – ein Thema, das auch die Meereswissenschaften beschäftigt. Wir befinden uns in der UN-Dekade für Ozeanwissenschaften für nachhaltige Entwicklung 2021–2030. Was brauchen wir an Wissen über die Ozeane?

Antje Boetius: Unser blauer Planet ist etwas Besonderes, weil er zu 70 Prozent von Wasser bedeckt ist. Die Ozeane haben das Leben auf der Erde ermöglicht und sind Lebensraum für verschiedenste Lebensformen, die besonders in der Tiefsee noch größtenteils unentdeckt sind. Wir denken kaum darüber nach, welche Rolle die Ozeane für uns haben, aber fast die Hälfte der Menschheit wohnt an Küsten.

Wir alle – fast acht Milliarden Menschen – nutzen das Meer, und sei es nur aufgrund der Luft, die wir atmen. Aber wir nutzen es auch für Nahrung, Materialien, Energie, Transport oder Erholung. Der Weltozean fungiert zudem als Wärmespeicher und Verteiler, als Puffer für die Klimadynamiken, da er 90 Prozent der Wärme aufnimmt und einen erheblichen Anteil CO₂ aus der Atmosphäre schluckt, nämlich 25 Prozent unserer Emissionen. Das Meereis, die Eisschilde und der Permafrost bedecken große Flächen der Polarregionen und strahlen das Sonnenlicht zurück. Meereswissen hilft also erstmal, diese Fakten zu kennen und damit die Bedeutung gesunder Meere für uns und das Leben auf der Erde zu verstehen und zu schätzen. Aus dem Wissen über die Rolle des Ozeans entsteht dann auch die Risikoanalyse für uns und kommende Generationen: Der Klimawandel setzt Beschleunigungsmechanismen in Gang, die das Eis immer schneller schmelzen lassen. Das hat Konsequenzen für den Meeresspiegel und die Meeresströmungen. Hinzukommt die Versauerung und Erwärmung des Ozeans. Zusammen mit Übernutzung und Verschmutzung führt das zu massiver Verdrängung und Auslöschung von Arten. Aus dem Wissen, das wir generieren, entstehen aber auch Optionen für Handlungen und Lösungen. Um die Klima- und Biodiversitätskrise zu bekämpfen, bedarf es anderer Regeln des Wirtschaftens und Zusammenlebens. Dazu gehört ein Bewusstsein für Nachhaltigkeit, für Praktiken und Technologien, die die Natur fördern, anstatt sie auszubeuten. Und genau dies wird von der UN-Dekade in den Blick genommen. Sie formuliert auch zusätzliche, neue Forschungsaufgaben für die Meereswissenschaften.



Mathematische Statistik – anhand der Nester von Seeschwalben auf künstlichen Inseln

Fakten in neue Zukunftsbilder verwandeln

Bettina Mittelstraß: Sie sind auch Professorin für Geomikrobiologie an der Universität Bremen. Was können uns Mikroorganismen über den Klimawandel erzählen?

Antje Boetius: Mikroorganismen reagieren vielfältig auf Temperaturen. Manche haben sehr feine Regulatoren, sodass schon relativ kleine Temperaturunterschiede darüber entscheiden, ob Mikroorganismen nützliche oder schädliche Wirkungen in Ökosystemen haben. Veränderungen in den Temperaturen, gerade auch in den extremen, verschieben dann deren Artenzusammensetzung. Wir beobachten das in Böden und Gewässern, in der Vergesellschaftung mit Pflanzen und Tieren, in Schnee und Eis und bis in tiefste Tiefen der Ozeane. Die Gemeinschaft der Meeresbodenmikroben zeigt dabei auch die Effekte des Klimawandels auf der Oberfläche der Meere an. Wenn sich zum Beispiel durch Erwärmung und Rückgang vom Meereis das Algenwachstum an der Oberfläche der Meere ändert, dann stellen wir mehrere Kilometer darunter in der Tiefsee auch eine Veränderung der Zusammensetzung der Mikroben- und Tierarten fest, die von den herabsinkenden Algen leben.

Bettina Mittelstraß: Was sind für Sie die wichtigsten Erkenntnisse der letzten Jahre in Bezug auf den Klimawandel?

Antje Boetius: Für mich sind es die Erkenntnisse über die enormen Wechselwirkungen zwischen den Treibhausgas-Vorkommen in der Atmosphäre und der Umwelt, sowohl über lange als auch kurze Zeiträume der Erd-, Menschheits- und Technikgeschichte hinweg. Besonders wichtig sind da die immer genaueren Berechnungen des verbleibenden Budgets für CO₂ und der Methan-Emissionen auf kurzen Zeitskalen – als ‚Leitplanke‘ für gesellschaftliches Handeln. Aber es gilt auch noch etliche planetare Geheimnisse zu lösen – richtige Rätsel! Wir wissen zum Beispiel noch nicht, welche natürlichen Senken und Quellen für CO₂ wann und wie schnell auf die Warm- und Eiszeiten reagiert haben. Aber dieses Wissen ist so wichtig

für die Frage, wie sich der CO₂-Gehalt der Atmosphäre ändern wird. Das vielleicht größte Rätsel von allen ist: Wie werden wir Menschen mit dem Wissen um unsere eigenen Wirkungen auf Klima, die Natur und das Leben künftiger Generationen umgehen?

Bettina Mittelstraß: Naturwissenschaftliche Forschungen und Fakten tragen zum Verständnis des Klimawandels entscheidend bei. Aber um den gesellschaftlichen Umgang mit Ressourcen und Umwelt zukünftig zu ändern – was braucht es Ihrer Ansicht nach dafür noch?

Antje Boetius: Wir Menschen können und müssen die Probleme lösen, die wir selbst verursacht haben. Wir haben das Wissen und in Bezug auf den Klimawandel auch die Technologien dazu. Die enorme Zunahme des CO₂-Gehalts in der Atmosphäre kommt vorwiegend aus der Nutzung fossiler Brennstoffe. Das heißt, wir kennen die große Stellschraube, an der wir drehen müssen, um die Erderwärmung wieder zu verlangsamen. Das gelingt uns nur durch die Reduktion von Treibhausgasen, indem wir aus der Nutzung fossiler Brennstoffe aussteigen und zugleich die Natur, die Urwälder, Moore, Mangroven- oder Algenwälder stärken, die CO₂ aus der Atmosphäre zurückholen können. Dazu braucht es schlicht den gesellschaftlichen Rahmen, in dem umweltfreundliches Verhalten leichtfällt, belohnt wird und umweltschädliches Verhalten unbequem und teuer wird. Da sind wir leider noch nicht.

Bettina Mittelstraß: Was stärkt Sie persönlich bei Ihrer Arbeit und mit Blick in Zukunft?

Antje Boetius: Bei meiner eigenen Suche nach Wegen in eine bessere Zukunft hilft mir neben der Forschung auch das Eintauchen in andere Kulturbereiche als die der



Kunst und Wissenschaft im Dialog: Antje Boetius im Leibniz-Saal zur Eröffnung der BBAW-Ausstellung „Faszination Wissenschaft. Herlinde Koelbl“.

© BBAW / Stefan Höderath



Wissenschaft, besonders in die Kunst. Mir ist dabei besonders wichtig zu erspüren, wie sich der Mensch in seiner kurzen Geschichte den Bildern möglicher Zukünfte genähert hat. Manchmal hilft mir das, um die naturwissenschaftlich-technischen Fakten meiner Wissenschaft in empathische Einsicht zu verwandeln und über Utopien sprechen zu können. Manchmal will ich einfach nur begreifen und formulieren können, auf welche Weise wir Menschen schon immer Mühe hatten, unsere Bande mit der Natur gut auszugestalten. Und manchmal geht es mir auch darum, das Leben in all seiner Vielfalt zu feiern.

Bettina Mittelstraß: Für die Ausgestaltung einer besseren Zukunft bemühen Sie sich sehr um den Dialog mit der Gesellschaft – warum?

Antje Boetius: In dieser Zeit überlagerter großer Herausforderungen wie der Klimakrise oder der Corona-Pandemie geht es um alles Wissen – als Grundlage für Entscheidungen und Aushandlungen. Da rückt auch die Wissenschafts-

kommunikation stärker in den Fokus der Aufmerksamkeit, besonders wenn direkt aus dem Forschungsprozess heraus schon Beobachtungen in Handlungen umgesetzt werden müssen. An sich ist das gar nicht so neu, dass Wissen aus der Wissenschaft schon im Erstehungsprozess geteilt werden will, zum Beispiel um Krankheiten zu bekämpfen. Aber gerade vor dem Hintergrund der Veränderungen von Kommunikationsplattformen und Medien müssen wir viel mehr über Chancen und Risiken reden, wie Wissen zusammengeführt sowie gesichert, geschützt und geteilt werden kann, zum Wohle der Menschheit und allen Lebens.

Prof. Dr. Antje Boetius ist Professorin für Geomikrobiologie an der Universität Bremen, Direktorin des Alfred-Wegener-Instituts Helmholtz-Zentrum für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven und seit 2021 Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

WAS UNS AUSMACHT

DIE DOKUMENTATION UND LEBENDIGE BEWAHRUNG BEDROHTER SPRACHEN IN EINEM DIGITALEN ARCHIV

Von Mandana Seyfeddinipur und Wolfgang Klein

Immer
mehr Menschen
verwenden immer
weniger Sprachen

Das menschliche Zusammenleben beruht auf Sprache. Die allen Menschen und nur ihnen angeborene Fähigkeit, überaus komplexe Ausdruckssysteme auszubilden und zur Verständigung mit anderen zu nutzen, ist die Grundlage allen menschlichen Denkens und Handelns. Sprache kommt dabei in allen Formen vor – gesprochen von Hörenden, gebärdet von Gehörlosen oder taktil von höresehbehinderten oder taubblinden Menschen eingesetzt. Niemand jedoch ist mit einer bestimmten Sprache geboren. In kleinen oder größeren Gemeinschaften haben sich unterschiedliche Sprachen entwickelt und von jedem, der einer Gemeinschaft angehören will, müssen sie gelernt werden. Wort für Wort und Hand in Hand eignet sich damit jeder, der hinzukommt, auch die kulturellen und sozialen Eigenheiten dieser Gemeinschaft an. Die Sprachfähigkeit ist in uns das universale Element – die einzelne Sprache prägt und spiegelt unsere kulturelle und soziale Diversität. Wenn eine Sprache verschwindet, dann verschwindet mit ihr das kulturelle und soziale Wissen, das von ihr getragen wird. Die Menschheit wird ärmer.



Tsendee Yunger, mongolische Linguistin und Durvud Dashdavaa Chuluunbaatar nehmen ein Volkslied in Durvud in der westlichen Mongolei auf.

© Tsendee Yunger

Dass Sprachen verloren gehen, hat es immer schon gegeben. Dieser Prozess hat sich aber in den letzten Jahrzehnten ungeheuer beschleunigt. Das hängt damit zusammen, dass die meisten sozialen Gemeinschaften, sehr kleine ausgenommen, mehrsprachig sind und normalerweise mehr als eine Sprache kennen und nutzen, wenn auch unterschiedlich gut und häufig. Auf längere Sicht führt es für Individuen dazu, sich jener Sprache zu bedienen, die ihnen die größten Vorteile für das eigene Leben bietet. Das ist in der Regel die unter den jeweiligen Kontaktpersonen vorherrschende Sprache. Wenn zum Beispiel die Sprache der Großmutter im individuellen Leben der Enkelkinder keine Bedeutung mehr hat, wird sie von diesen nicht mehr gesprochen. Auch das war immer schon so. Aber durch die Zunahme der Bevölkerung, die Bildung immer größerer

Gemeinschaften und durch die gewaltige Ausweitung der globalen Mobilität und des kommunikativen Radius mittels neuer technischer Möglichkeiten hat sich diese Entwicklung massiv verstärkt. Man kann mit immer mehr Menschen interagieren, und dazu braucht man vor allem eine gemeinsame Sprache. Die globale Entwicklung geht dahin, dass immer weniger Sprachen von immer mehr Menschen gebraucht werden. An einer Sprache festzuhalten, die nur wenige verstehen, wird zum Nachteil, so lieb sie einem auch sein mag.

Wachsender Reichtum an Wissen am Zentrum Sprache in Berlin

Diese Entwicklung scheint unaufhaltsam zu sein. Doch man muss und kann zumindest versuchen, die noch bestehende sprachliche und kulturelle Diversität der Menschheit zu dokumentieren. Vor einigen Jahren wurde in verschiedenen Ländern damit begonnen, möglichst viele bedrohte Sprachen durch authentische Daten zu bewahren, das heißt mithilfe von Video- und Audioaufnahmen. Die Aufnahmen zeigen Menschen, die in ihren Sprachen erzählen, wie sie Tiere und Pflanzen benennen und mit ihnen umgehen, wie sie Zäune oder Boote bauen, heiraten, tanzen oder Nahrung zubereiten, welche Wertesysteme oder handwerklichen Kunstformen sie entwickelt haben. Dahinter stand zunächst ein vorrangig linguistisches Interesse. Inzwischen ist klar, dass mit dieser Methode zugleich ein einzigartiges Material für die ethnologische wie die vergleichende Kultur- und Gesellschaftsforschung gesammelt wird – einzigartig einerseits durch die Fülle der nun verfügbaren Informationen und einzigartig andererseits, weil die Angehörigen der betroffenen Kulturen dabei selbst zu Wort kommen und damit der koloniale Forschungszyklus aufgebrochen werden kann. Mit der Dokumentation soziokulturellen Wissens bleibt zum Beispiel zugleich botanisches und medizinisches lokales Wissen erhalten oder werden agrikulturelle Verfahren überliefert – ein Reichtum an Wissen, der noch nie systematisch erschlossen worden ist.

Vor rund 30 Jahren begannen an immer mehr Orten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oder die Sprachgemeinschaften selbst Video- und Audioaufnahmen von Sprachsituationen vor Ort zu machen, diese niederzuschreiben – zu transkribieren – und zu übersetzen und sie schließlich in digitalen Sammlungen zu archivieren. Möglich wurde dies durch die großzügigen Förderungen nationaler und privater Stiftungen und durch die Zusam-

menarbeit vieler engagierter Menschen weltweit – so ausgehend von London. Im Jahr 2002 wurde dort an der SOAS Universität von London von der Arcadia Stiftung das „Endangered Languages Documentation Programme“ (ELDP) und das dazugehörige „Endangered Languages Archive“ (ELAR) ins Leben gerufen und aufgebaut. Im Juli 2021 übersiedelte das einzigartige Dokumentationsprogramm ELDP zusammen mit dem inzwischen umfangreichen Archiv ELAR an die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften und wurde dort Teil des Zentrums Sprache. Für die nächsten 10 Jahre wird der weitere Ausbau mit insgesamt 21 Millionen Euro von der Arcadia Stiftung finanziert.

Das Dokumentationsprogramm ELDP ist ein seit 20 Jahren erfolgreich global agierendes Stipendienprogramm, bei dem sich Sprachgemeinschaften, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und Aktivistinnen und Aktivisten aus allen Ländern dieser Welt um Förderung von digitalen Dokumentationsprojekten bewerben können. Über 200 weitere Stipendien für Dokumentationsprojekte sind für die nächsten Jahre geplant. Dieses Förderprogramm ist weltweit das einzige, das keinerlei Bindung der Bewerberinnen und Bewerber an die Gemeinschaft der geldgebenden Institution voraussetzt – wie etwa den Bezug zu einer Universität im globalen Norden. Nur auf diese Weise konnte zum Beispiel der gehörlose Linguist Dr. Sam Lutalo-Kiingi von der Kyambogo Universität in Uganda 2014 im äußersten Norden von Kamerun eine Gebärdensprache in authentischen Kommunikationssituationen dokumentieren. Der Wissenschaftler profitierte dabei von den weltweiten Schulungen in Theorie und Praxis digitaler Sprachdokumentation, die das ELDP durchführt. Die Dokumentation Lutalo-Kiingis ist nun Teil der digitalen multimedialen Sammlungen im ELAR, die für die Sprachgemeinschaften, die Wissenschaft und die Öffentlichkeit langfristig bewahrt und allen kostenfrei zur Verfügung gestellt wird. Derzeit umfasst das Archiv Video- und Audioaufnahmen und Übersetzungen zu mehr als 500 Sprachen.

Die Ethnologin Ksenia Cheremisina und einer der letzten Vasyugan Khanty Sprecher – Petro Milimow (2014 gestorben) dokumentieren Vasyugan Khanty, den inzwischen moribunden Dialekt von Ost Khanty, einer indigenen uralischen Sprache West Sibiriens.

© Sergei Medvedchikov



ELAR ist dabei kein Archiv, wie man es sich üblicherweise vorstellt: kein staubiger Abstellraum, den kaum jemand mehr öffnet, kein Repitorium zur Aufbewahrung und Sicherung sprachlicher Materialien. ELAR ist hingegen von Anfang an ein ‚aktives Archiv‘, das weltweit im Open Access über das Internet genutzt wird. Eigentlich braucht ein so genutztes digitales Archiv keinen besonderen Standort – und doch bietet die Anbindung des Archivs an das Zentrum Sprache der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften außerordentliche Möglichkeiten.

Berlin bedeutet zum einen die Anbindung an eine lebendige Tradition von Sprachdokumentation und Sprachwissenschaften, die mit Wilhelm von Humboldt begann und die hiesige Forschungslandschaft bis heute inspiriert und prägt. Die zudem international offene Stadt eignet sich daher ganz besonders dazu, Sprachdaten zu gefährdeten und anderen Sprachen zusammenzutragen, in digitaler Form allgemein zugänglich zu machen und Kapazitäten

Die Verschiedenheit lehrt uns, was uns gemeinsam ist

für weltweite Sprachdokumentation aufzubauen. In diesem günstigen Umfeld wird es darum gehen, immer mehr junge Menschen so auszubilden, dass sie dabei wissenschaftlich nachvollziehbar und ethisch arbeiten. Ihre Ergebnisse sollen zum einen wissenschaftlich verwertbar sein, um die Erforschung der sprachlichen, auch der kulturellen Diversität voranzutreiben, die sich in den Sprachdaten auf einzigartige Weise niederschlägt. Zum anderen sollen die Sprachdaten wieder an die Sprachgemeinschaften zurückfließen, den Angehörigen der verschiedenen Kulturen selbst eine Stimme und die Chance auf Kulturerhalt einräumen und soweit als möglich auch gemeinsam mit den Ursprungsgemeinschaften ausgewertet werden.



Die Aufgaben und Ziele sind umfassend – und es kommen langfristig noch mehr dazu. Die Übernahme von ELDP und ELAR an die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften ist ein erster Schritt zum Aufbau eines auf lange Sicht angelegten Humboldt-Sprachenarchivs, der vorerst für drei Jahre vom Bundesstaatsministerium für Kultur (BMK) gefördert wird. Im Humboldt-Sprachenarchiv sollen die bisherigen Bestände systematisch erweitert werden und zum Beispiel auch geschriebene Daten sowie Dokumente von Musik, Objekten und kulturellen Praktiken einbeziehen. Das kann zum einen mit Hilfe des eigenen Stipendienprogramms geschehen, zum anderen durch Kooperationen mit anderen Forschungsstätten wie etwa dem Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, wo im zwischen 2000 bis 2011 von der VolkswagenStiftung geförderten Programm „Dokumentation bedrohter Sprachen“ (DOBES) bis heute Daten von über 70 bedrohten oder nicht mehr gebrauchten Sprachen in etwa 70 Ländern erhoben wurden. Über die bedrohten Sprachen hinaus können fallweise

auch andere Sprachen in das Humboldt-Sprachenarchiv einbezogen werden. Nur so ist ein zunehmend vollständigeres Bild der menschlichen Sprachen und Kulturen zu gewinnen.

Ein Teil der Arbeit wird sich den Sprachen in Berlin widmen. Denn in Städten wie Berlin führt kontinuierlicher Zuzug und Migration zu sprachlicher und kultureller Diversität außerhalb der angestammten Heimaten in der Diaspora. Die Frage wird sein, inwieweit sich die Welt der Sprachen in einer einzigen Großstadt widerspiegelt. Dabei geht es um alteingesessene deutsche Dialekte, um weit verbreitete Sprachen wie Englisch, Französisch, Russisch oder Türkisch ebenso wie um viele, der Anzahl der Sprecherinnen und Sprecher nach ‚kleinere‘ Sprachen, die in Berlin gesprochen werden. Dazu ist eine Zusammenarbeit mit verschiedenen Berliner Forschungsstätten vorgesehen. Schließlich es soll das Humboldt-Sprachenarchiv die Daten durch Veranstaltungen und Ausstellungen für die

In der Region Diteki auf den Philippinen macht Genalyn García mit ihrem Kind auf dem Arm eine Aufnahme, während Dominga Lasam dem Mädchen Coralyn Manzano eine Geschichte in Alta erzählt – der Sprache philippinischer Ur-Gemeinschaften.

© Alex Garcia



Betty Xareduxoa (links) und JKx'aecce Baeba (rechts) dokumentieren Wörter für Flora und Fauna der zentralen Kalahari in den Sprachen Tshoe und #Kx'ao||'ae – Sprachen der Kalahari San, die für ihre große Zahl an Schnalz- oder Klicklauten bekannt sind.

© Lee Pratchett

breite Öffentlichkeit sichtbar machen. Dafür wurde unter anderem eine Kooperation mit dem Humboldt Forum vereinbart.

Mit ELDP und ELAR ist für all das eine stabile, in der Welt der Forschung bereits fest verankerte Grundlage geschaffen worden. Auf dieser Grundlage soll allmählich ein einzigartiges Bild von der Diversität nicht nur der Vielfalt der Sprachen, sondern auch der kulturellen Diversität, die mit ihnen einhergeht, entstehen. Nur wenn wir der Verschiedenheit der Menschen den gebührenden Tribut zollen, werden wir verstehen, was uns allen gemeinsam ist.



WETTLAUF MIT DER ZEIT

Über das Verzeichnen und die Wertschätzung möglicher Verluste, den Wandel einer Wissenschaft und die Notwendigkeit einer nachhaltigen Sicherung von Sprachdaten zu Beginn der UN-Dekade der indigenen Sprachen 2022–2032

Bettina Mittelstraß im Gespräch mit Mandana Seyfeddinipur und Wolfgang Klein

Bettina Mittelstraß: Wie viele Sprachen werden derzeit auf der Welt gesprochen?

Wolfgang Klein: Darauf lässt sich keine wissenschaftlich fundierte Antwort geben, weil sich Sprachen oft nicht klar voneinander abgrenzen lassen. Zudem treten sie meist in verschiedenen Varianten auf – in Dialekten, Regiolekten, gesprochener oder geschriebener Form. Ob etwas als Dialekt oder als eigene Sprache gezählt wird, ist oft eher eine politische als eine linguistische Entscheidung. Nun möchte man auf eine einfache Frage nicht immer hören, dass eine Antwort sehr schwierig ist. Daher hat sich unter Fachleuten die Ansicht eingependelt, dass derzeit etwa 7.000 Sprachen gesprochen werden, und das wird so ungefähr auch stimmen. Was man hingegen sehr sicher weiß, ist, dass es ständig weniger Sprachen werden, und das immer rascher. So wie es ein zunehmendes Artensterben gibt, so gibt es auch ein zunehmendes, man möchte sagen:

Sprachensterben. Aber dieser Ausdruck führt auf eine falsche Fährte.

Mandana Seyfeddinipur: Eine Sprache stirbt nicht, sie gerät außer Gebrauch. Das heißt, es gibt immer weniger Kinder, die mit ihr aufwachsen, immer weniger Menschen, die sie alltäglich nutzen. Viele Sprachgemeinschaften stehen auch unter sozioökonomischem Druck. Das zeigt sich zum Beispiel an der Beobachtung, dass immer mehr Menschen vom globalen Süden in den globalen Norden migrieren und aus den ländlichen Gebieten in die Städte ziehen und für bessere Chancen die Sprachen und Kulturtechniken ihrer familiären Herkunftsorte aufgeben.

Wolfgang Klein: Eine vergleichbare Entwicklung nehmen hierzulande Dialekte. Hochdeutsch zu sprechen wird mit besseren Chancen im Leben verbunden, also gibt man Dialekte eher auf.



Fotostrecke © BBAW / Judith Affolter



Mandana Seyfeddinipur: Überall auf der Welt gibt es irgendwann nur noch einige Menschen, die eine Sprache zwar noch beherrschen, sich meist aber einer anderen Sprache bedienen. Es ist ein Wettlauf mit der Zeit: Wenn diese Menschen gestorben sind, dann ist die Sprache mit ihnen verschwunden. Wenn diese Sprache obendrein nur als gesprochene oder gebärdete Sprache und damit nur in den Köpfen ihrer Sprecher:innen und im Gespräch existiert hat – etwa die Hälfte der 7.000 Sprachen hat zwar eine Schriftform, aber das heißt nicht, dass die Sprache auch geschrieben wird –, dann hinterlässt sie auch keine oder nur vereinzelt Spuren. Sie ist weg. Und mit ihr verschwindet eine Schatztruhe des Wissens, die alles, was die komplexen Kommunikationssysteme, die Menschen dieser Gemeinschaften bis dahin gebildet haben, enthält. Wir müssen erkennen, dass wir dieses immaterielle kulturelle Erbe nur jetzt dokumentieren und tiefergehender erforschen können. In 50 oder 100 Jahren ist es für viele Sprachen zu spät.



„Eine Sprache stirbt nicht,
sie gerät außer Gebrauch.“

Mandana Seyfeddinipur

Bettina Mittelstraß: Das „Endangered Languages Documentation Programme“ (ELDP), das jetzt von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften aus koordiniert wird, stemmt sich diesen Verlusten entgegen und sammelt weltweit Daten. Wie geht das im Einzelnen vor sich?

Mandana Seyfeddinipur: Es gibt ganz viele Szenarien. Wir haben zum Beispiel Projekte, wo uns Menschen aus Gemeinschaften von Sprecherinnen und Sprechern angeschrieben und einen Projektantrag eingereicht haben, um



die Dokumentation ihrer eigenen Sprache und ihres eigenen Wissens voranzutreiben – wie Elizabeth Marrkilyi Ellis. Mit ihrem Stipendium hat Ellis, die zum indigenen Stamm der Arrernte gehört, ein außergewöhnliches Repertoire an Sprachstilen ihrer eigenen Bevölkerungsgruppe in den Sandwüsten Westaustraliens dokumentiert, insbesondere Sandmalereien, bei denen mit Gesten, Gebärden und Zeichnungen Geschichten in den Sand erzählt werden. Abends sitzen in ihrem Dorf die Frauen zusammen, erzählen, gestikulieren und zeichnen kodierte Formen in den Sand. Aber immer weniger junge Mädchen erlernen diese weibliche literarische und verbale Kunstform. Deshalb ist Ellis mit zwei australischen Wissenschaftlerinnen aktiv geworden. Sie haben nicht nur Videos aufgenommen, sie haben junge Arrernte-Frauen auch auf Tablets malen lassen, sodass man die Formen ganz neu analysieren kann. Ellis hat das Material dann ins ELAR gebracht und federführend ein Buch zu dieser Kunstform herausgegeben.

Bettina Mittelstraß: Wie funktioniert die Dokumentation, wenn man nicht Teil der Sprachgemeinschaft ist, eine Kultur nur in Ansätzen kennt und mit einem linguistischen Forschungsinteresse von außen kommt?

Mandana Seyfeddinipur: Wenn Studierende das im Rahmen einer Doktorarbeit tun, brauchen sie zunächst eine Mentorin oder einen Mentor, die oder der die Brücke zur Gemeinschaft bildet. Dann leben sie dort für etwa zwei bis sechs Monate jedes Jahr, bilden Beziehungen, bauen Vertrauen auf und versuchen zu verstehen, wie sie mit den Menschen umgehen können. Dann geht es mit einfachen Nachfragen los: Wie bezeichnest du dies, wie sagst du für das? Und die Gespräche werden aufgezeichnet. Während ihrer Doktorandenzeit gehen sie mehrmals ins Feld und kommen so von den Worten zu den Konstruktionen und der syntaktischen Struktur und schließlich zu den Geschichten: Wie wird ein Boot gebaut? Wie bereitet ihr das Essen zu?

Stipendiatinnen und Stipendiaten beim ELDP Training 2019 in Brasilien (links) und London (rechts).

© ELAR



Damit wird auch ethnografisch erfasst, was relevant und zentral ist. Am Ende übergeben sie mir so einen kleinen Memorystick oder eine SD-Karte, auf der Monate von Leben in der Gemeinschaft und Geschichten aufgezeichnet sind, die vielleicht nur noch ein einziger Schamane wusste. Das ist sehr berührend.

Bettina Mittelstraß: Wie reagieren die Gemeinschaften auf das Interesse?

Mandana Seyfeddinipur: Oft wundern sie sich zunächst: Wir sprechen doch gar keine richtige Sprache – warum sollte jemand das interessant finden? Das liegt daran, dass man nicht selten die Erfahrung gemacht hat, aufgrund der eigenen Sprache marginalisiert zu sein. Doch dann entsteht durch das Interesse von außen eine unglaubliche Stärkung und Selbstvergewisserung. Auf einmal wird die Kultur wertgeschätzt. Das hat immer wieder zur Folge,

dass die Gemeinschaften darin aktiv werden, ihre Sprache und Kultur zu erhalten und wieder zu unterrichten. Sie suchen dann Unterstützung, um selbst an der Dokumentation weiter zu arbeiten. Das erleben wir ganz oft.

„Wir können das immaterielle kulturelle Erbe, das in den Sprachen der Welt steckt, nur noch jetzt dokumentieren.“

Mandana Seyfeddinipur

Bettina Mittelstraß: Wird sich diese fortschreitende Sammlung von Sprachdaten auch auf die Wissenschaften auswirken?

Wolfgang Klein: Eine solche Datengrundlage, die mit dem Aufkommen digitaler Technologie und damit feldgeeigneter Aufzeichnungsgeräte vor rund 30 Jahren möglich geworden ist, hat es vorher nicht im Entferntesten gegeben. Das könnte die linguistische, die ethnologische und die anthropologische Forschung in Zukunft vollkommen ändern, und das wird auch unser Bild von dem, was menschliche Sprachen sind, meiner Ansicht nach vollkommen ändern. Dazu muss man erwähnen, dass unsere gegenwärtige Vorstellung von Sprache – nicht die Kenntnis einzelner Sprachen, sondern die Vorstellung von der Funktionsweise von Sprachen – im Wesentlichen von drei Sprachen bestimmt wird, und zwar von Griechisch, Latein und Englisch. Ein großer Teil der Sprachen der Menschheit hat aber bestimmte Kategorien nicht, die etwa im Griechischen und Lateinischen eine große Rolle spielen. Man analysiert diese Sprachen aber trotzdem so, als hätten sie diese Kategorien. Das heißt, unsere Ideen, die auf dieser 2.000 Jahre alten Tradition beruhen, werden auf Sprachen übertragen, die schon mit dem naiven Auge betrachtet ganz anders funktionieren.

Mandana Seyfeddinipur: Eine der großen linguistischen Theoriediskussionen wird sich ändern müssen, bei der es um die Frage geht, ob Sprache universal oder variabel ist. Die Aussagen in dieser Debatte beruhen bisher auf einem ganz kleinen Datensatz. Wenn man sich aber nur drei Sprachen von 7.000 anschaut – wie kann man über alle sprechen? Selbst wenn man sich 30 Sprachen anschaut, ist das schwierig. Diese Dokumentationsarbeit bringt nun Daten in die Diskussion, die so noch nicht einbezogen wurden. Durch die Archivierung werden die wissenschaftlichen Analysen überprüfbar. Auch das ist etwas, was die Linguistik lange Jahre vernachlässigt hat. Und noch eine Dimension ist mir wichtig zu erwähnen: Die Arbeitsweise

„Mit den neuen Sprachdaten wird sich unser Bild von dem, was menschliche Sprachen sind, vollkommen verändern.“

Wolfgang Klein

junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hat sich bereits allein dadurch, dass die Sprechergemeinschaften selber die Regie übernehmen, geändert. Man geht eben nicht mehr ins Feld, nimmt Material mit und analysiert es irgendwo im globalen Norden im Dienst der eigenen Karriere. Diese Forschungsdaten sind gleichzeitig das immaterielle kulturelle Erbe der Menschheit und werden als Gemeinschaftsgut behandelt.

Bettina Mittelstraß: Mehr forschungsrelevante Daten bedeuten also mehr mögliche Analysen. Welche Möglichkeiten zur Analyse dieser digital archivierten Sprachdaten hat man denn schon?

Wolfgang Klein: Das ist ein wichtiger Punkt. Es gilt nicht nur, die Sprachen zu dokumentieren und für die Analyse bereitzuhalten, sondern auch die digitalen Werkzeuge zu entwickeln, mit denen die Analyse durchgeführt werden kann. Es geht um so banale Dinge, wie Daten zu bestimmten Themen zu finden – Rechtsvorstellungen zum Beispiel. Diese Recherche muss einfach anwendbar für alle sein, ohne dass man die Audio- oder Videodaten transkribieren, also in schriftliche Form übertragen muss. Einige Softwarelösungen gibt es dafür schon, für ambitioniertere Analysen muss man sie noch entwickeln – zum Beispiel für die Untersuchung der Intonation. Ob etwas ironisch oder aggressiv gemeint ist, spielt in der Kommunikation und bei der Verständigung eine riesige Rolle. Das wird insgesamt keine einfache Aufgabe. Sie zu lösen ist für das Gelingen des ganzen Vorhabens aber wesentlich.

Mandana Seyfeddinipur: Technologie für kleine Datensätze zu entwickeln ist aber leider nicht gewinnbringend, also schwer zu haben. Auch in der Linguistik schreitet die technologische Entwicklung vorwiegend für riesengroße Datensätze voran. Insgesamt ist es so, dass digitale Technologien nur für Sprachen von Gemeinschaften, die ökonomisch schwergewichtig sind, entwickelt werden. Das hat nichts mit der Größe der Sprachgemeinschaften zu tun. Selbst für die großen Sprachen in Subsahara-Afrika, die von Abermillionen gesprochen werden, gibt es keine Korpora, keine Alexas und keine Siris.

Bettina Mittelstraß: Gibt es sonst noch Herausforderungen, auf die man in der UN-Dekade für indigene Sprachen aufmerksam machen muss?

Wolfgang Klein: Wir müssen über die Nachhaltigkeit nachdenken. Ein digitales Archiv ist viel fragiler als ein Archiv aus Büchern. Um die Sicherung dieses gewaltigen sprachlichen und kulturellen Erbes zu erreichen, muss das Archiv leben – das heißt, es muss immer für Forschung benutzbar und öffentlich erfahrbar sein. Dafür aber müssen Datenbanken sehr gut verwaltet sein, sodass der Datenschatz für zukünftige Generationen verfügbar bleibt.

Mandana Seyfeddinipur: Wir müssen darüber sprechen, dass es bei der freien Verfügbarkeit der Daten mit Blick auf die Sprachgemeinschaften nicht nur um „fair“, sondern auch um „care“ geht. Ich meine damit, dass Gemeinschaften auch tatsächlich selber entscheiden können müssen, wer diese Daten sieht und hört. Ein Beispiel sind die Sandmalereien, die Elizabeth Marrkily Ellis dokumentiert hat. Sie hat Versionen editiert, die alle sehen dürfen, aber es gibt auch ein Wissen, das nur der Gemeinschaft der Arrernte vorbehalten ist. Es sind ihre Lebenszusammenhänge und es muss eine Gemeinschaftsentscheidung sein. Da stellt sich also auf ganz andere Weise die Frage: Wessen Wissen ist das?



Dr. Mandana Seyfeddinipur ist Linguistin und Direktorin des „Endangered Languages Archive“ (ELAR) und des „Endangered Languages Documentation Programme“ (ELDP) an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

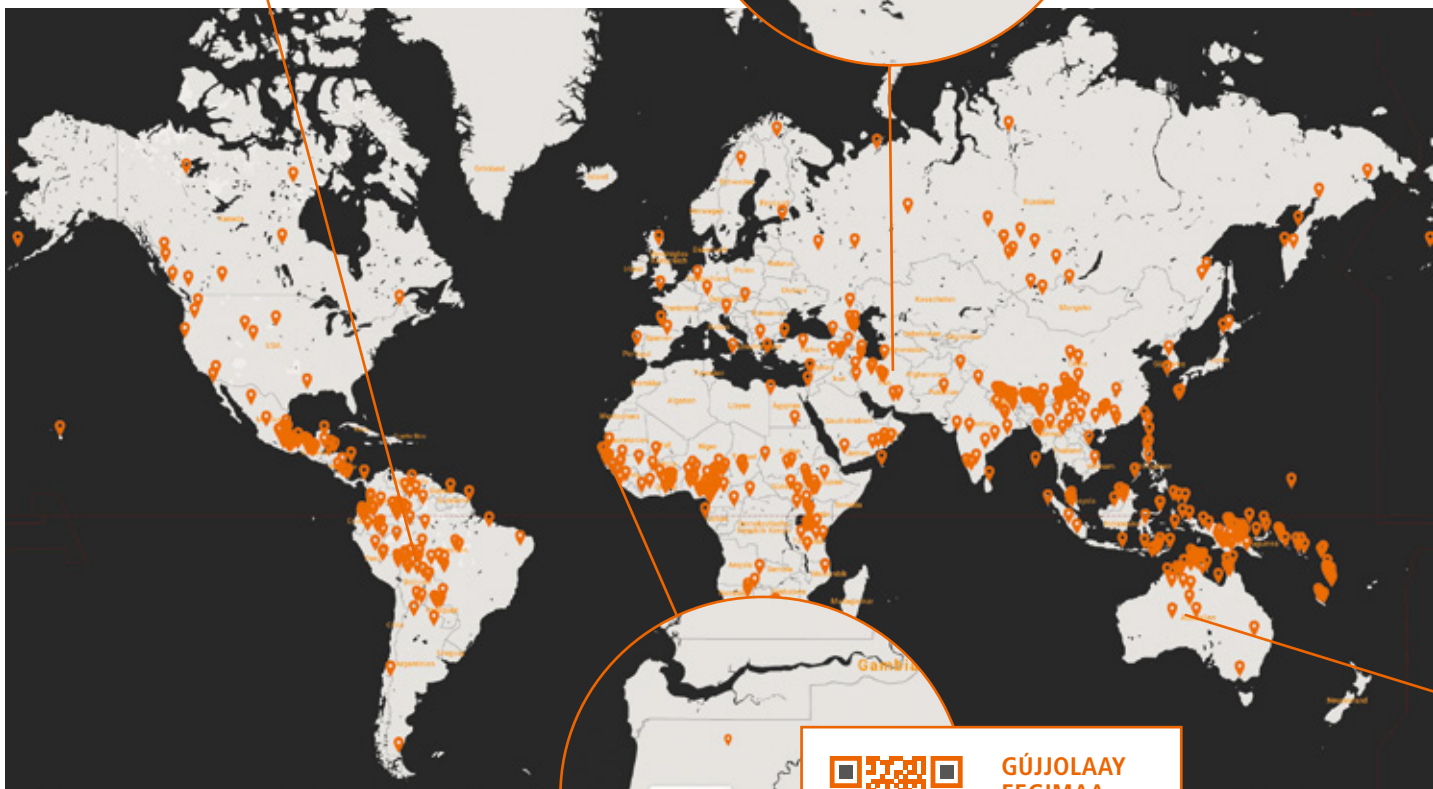
Prof. Dr. Wolfgang Klein war bis zu seiner Emeritierung 2015 Direktor am MPI für Psycholinguistik und Leiter des Projekts „The Language Archive“ (TLA). Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und war bis Ende 2021 Sprecher des Zentrums Sprache, Leiter des Akademienvorhabens „Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache“ (DWDS) und Koordinator des interakademischen „Zentrum für digitale Lexikographie der deutschen Sprache“ (ZDL).



PAUNAKA
BOLIVIEN



ZOROASTRIAN
DARI
IRAN



GÚJJOLAAY
EEGIMAA
SENEGAL

ZEUGNISSE BEDROHTER VIELFALT

Digital archivierte Dokumentationen von über 500 Sprachen
in Wort, Bild und Video

www.elararchive.org



Lizzie Marrkilyi Ellis, Linguistin, Übersetzerin und Wissenschaftlerin dokumentierte die oralen Traditionen der Sprachen ihrer Ngaanyatjarra Region im westlichen Australien. Eine solche Tradition der Frauen sind die Mirlpa, die „Sand Stories“, bei denen Frauen Geschichten erzählen und begleitend dazu Bilder in den Sand malen.

© Jennifer Green



NGAATJATJARRA,
NGAANYATJARRA,
PITJANTJATJARA

AUSTRALIEN

DER ENTWICKLUNG DES WORTGEBRAUCHS AUF DEN FERSEN

Mit Thomas Gloning

ZDL | Zentrum für digitale Lexikographie der deutschen Sprache

Koordination

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Träger

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
Akademie der Wissenschaften zu Göttingen
Akademie der Wissenschaften und der Literatur | Mainz
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Kooperationspartner

Leibniz-Institut für Deutsche Sprache

Dachorganisation

Union der deutschen Akademien der Wissenschaften

gefördert vom Bundesministerium für Bildung und
Forschung (BMBF)

Warum beschäftigt unser Wortschatz die Forschung auf Dauer?

Menschliche Sprachen verändern sich, das ist eine Binsenweisheit. Wortschatz und Wortgebrauch sind, etwa im Gegensatz zum Satzbau, Aspekte der Sprache mit einer besonders hohen Entwicklungsdynamik: Neue Wörter kommen irgendwann auf, manche davon werden gebräuchlich – wie zum Beispiel „Ozonloch“ –, andere nicht, etwa „Diesel-desaster“. Wieder andere werden nicht mehr verwendet und verschwinden, wie „Mouche“, das Wort für ein kleines schwarzes Schönheitspflasterchen. Und manche Wörter zeigen die unterschiedlichsten Formen des Bedeutungswandels: Um 1800 bedeutete zum Beispiel das Wort „gefälligst“ so viel wie „freundlicherweise“. Ende des 19. Jahrhunderts ist es ein Mittel des Nachdrucks, wie wir es heute noch verwenden. All diese und viele weitere Entwicklungen sind eng mit Entwicklungen der Lebensform, der Technik- und der Ideengeschichte oder der Dynamik fachlicher und öffentlicher Themen verbunden. Wortschatzforschung und



Wortschatzdokumentation ist deshalb eine Daueraufgabe, weil sich die Sprache kontinuierlich entwickelt, aber auch deshalb, weil in der Geschichte der Neuzeit noch viele Wörter und Wortschatzsektoren neu oder weiter zu erschließen und stärker in ihre kulturgeschichtlichen Zusammenhänge einzubetten sind.

Seit 2019 wird dafür das „Zentrum für digitale Lexikographie der deutschen Sprache“ (ZDL) aufgebaut und an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften koordiniert. Welches Ziel verfolgt das ZDL?

Das Verbundprojekt geht auf die Initiative von Wolfgang Klein zurück, der das ZDL in der Aufbauphase mit Unterstützung des damaligen Akademiepräsidenten Martin Grötschel maßgeblich geprägt hat. Langfristiges Ziel ist es, eine dauerhafte Einrichtung zu schaffen, die sich um die Dokumentation der aktuellen Entwicklungen im Wortgebrauch, die Erschließung historischer Wortschätze und den Ausbau moderner digitaler Darstellungsformen

kümmert. Der Schwerpunkt der Arbeit an den Arbeitsstellen in Göttingen und Berlin ist das Neuhochdeutsche, die Zeit von etwa 1600 bis zur jeweils aktuellen Gegenwart. Die in Göttingen ausgearbeiteten Wortgeschichten bilden den Bereich „Wortgeschichte digital“ des ZDL-Portals. Die Berliner Arbeiten gehen in das „Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache“ auf dwds.de ein – die gegenwarts-sprachliche Komponente des ZDL. Eine wichtige Aufgabe ist auch die Vernetzung mit weiteren auch internationalen Einrichtungen, die verwandte oder komplementäre Ziele verfolgen.

Das ZDL hat ein digitales Portal, das öffentlich genutzt werden kann. Was kann man dort erfahren?

Die Startseite des ZDL-Portals zdl.org eröffnet mehrere Wege. Zum einen kann man ganz elementar das Suchfeld nutzen um nachzusehen, ob ein bestimmtes Wort in den unterschiedlichen Ressourcen des ZDL-Verbundes vorkommt. Wenn Sie das mit verschiedenen Wörtern aus-

probieren, werden Sie sehen, dass die Resultate unterschiedlich reichhaltig und unterschiedlich zusammengesetzt sein können. Wenn Sie ein altes Rechtswort wie „Aberacht“ suchen, werden Sie zu den vier Artikeln im Grimmschen Wörterbuch, seiner Neubearbeitung, zum Schweizerischen Idiotikon und zum DWDS geführt. Eine Suche nach „Naturschutz“ bietet auch die narrative Wortgeschichte des Göttinger Teilprojekts „Wortgeschichte digital“. Die Suche nach „Flexitarier“ findet neben DWDS-Befunden auch den Artikel im Neologismen-Wörterbuch beim Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS). Man sieht dann zum Beispiel, dass die angebotene Wortverlaufskurve dieses Wortes für den Zeitraum von 1600 bis 2000 ganz flach ist. Das liegt daran, dass „Flexitarier“ als Wort erst in den 2010er-Jahren aufkam. Viele der angebotenen neueren Wörterbücher bzw. „Digitalen Lexikalischen Systeme“ sind intern komplex aufgebaut und enthalten auch Formen der Visualisierung, die auf großen Textmengen und ihrer Auswertung beruhen oder solche, die Aspekte einer narrativen Wortgeschichte veranschaulichen. Dies geht weit über das hinaus, was wir aus den traditionellen Print-Artikeln in Wörterbüchern kennen.

Wie kann man mit dem ZDL-Portal arbeiten?

Das Portal bietet neben den digitalen Wörterbuchsystemen auch den Zugang zu drei großen und systematisch aufgebauten Textdatensammlungen, sogenannten Korpora: das am IDS angebotene Referenzkorpus des Gegenwartsdeutschen DeReKo, das Deutsche Textarchiv der BBAW (1600-1900) sowie die Korpora zum 20. und 21. Jahrhundert, die auf der Website des DWDS recherchierbar sind. Diese Korpora erlauben es den Nutzerinnen und Nutzern, auch eigene Recherchen durchzuführen oder die Befunde in den Wörterbuchartikeln zu überprüfen und gegebenenfalls auch zu ergänzen. Dies setzt eine gewisse Bereitschaft voraus, sich mit diesen Angeboten und den damit verbundenen Analysewerkzeugen vertraut zu machen. Das lohnt sich aber.

Bleibt das ZDL-Portal nun so, wie es jetzt ist?

Nein, in erster Linie werden natürlich neue Wörter bearbeitet oder ältere Wortartikel aktualisiert. Das Portal kann im Lauf der Zeit auch mit neuen Ressourcen angereichert und erweitert werden, sei es durch die Verlinkung auf komplementäre digitale Wörterbuch-Angebote etwa des Trierer Wörterbuchnetzes, erreichbar über woerterbuchnetz.de, sei es durch die Nutzung von offenen Schnittstellen, die einen Abfrage-„Dialog“ mit Angebot-Servern erlauben. Aber auch die textuellen Grundlagen, die Korpora, werden laufend erweitert und verbessert werden. Und auch die IT-Grundlagen müssen modern gehalten werden. Eine Möglichkeit, die sich vielleicht erst in mittlerer Zukunft wird realisieren lassen, ist die Erschließung des Wortschatzes nach bestimmten Kriterien, zum Beispiel nach Themenfeldern, Herkunftssprachen, Diskursbezügen, Texttypen oder fachlichen Bereichen.

Was bedeutet Digitale Lexikographie – leisten jetzt fortan Computer die Arbeit, die früher Menschen gemacht haben?

Überhaupt nicht! In den Göttinger und Berliner Arbeitsstellen – wie auch beim IDS in Mannheim – arbeiten Menschen in fein abgestimmtem Teamwork zwischen Lexikograph:innen, Korpus-Entwickler:innen und IT-Spezialist:innen zusammen. Sie nutzen dabei Computer bei ihren Aufgaben, sie machen die Maschinen ihren Zielen dienstbar und nutzen dabei das fachliche Wissen mehrerer Jahrzehnte: bei der Erstellung und Präsentation von weltweit frei zugänglichen Wortartikeln, bei der Generierung von Visualisierungen, bei der Pflege und der Auswertung der Korpora für die lexikographische Arbeit, bei der Untersuchung und Beschreibung von Mehrwort-Verbindungen und so weiter. Die kluge Nutzung der Computer für die Bewältigung der gewaltigen Wortschatz-Massen ist *auch* ein Gebot der Ökonomie. Die damit verbundenen Herausforderungen stellen sich unter anderem im Bereich

der Qualitätssicherung. Dennoch ist der Weg zu digitalen lexikographischen Systemen ohne Alternative. Das zeigen auch die internationalen Entwicklungen. Das soll nicht heißen, dass Unternehmungen, die als Bücher begonnen haben, nicht auch in Buchform zu einem guten Ende geführt werden sollten, zum Beispiel das Goethe-Wörterbuch.

Welche Vorteile hat Digitale Lexikographie?

Die freie Verfügbarkeit im Internet ist heute eine weithin anerkannte Forderung. Der kostenlose und freie Zugang zu unseren Angeboten für sehr viel breiter gestreute Gruppen von Nutzerinnen und Nutzern ist ein unschätzbare hoher Wert! Digitale Umgebungen eröffnen aber auch eine Reihe weiterer Vorteile. Dazu gehören erstens das breitere Repertoire von Darstellungsformen – zum Beispiel Visualisierungen –, zweitens die Möglichkeit, Bearbeitungsschwerpunkten zu folgen, die nicht durch das Alphabet diktiert sind, drittens die Möglichkeit der flexibleren Anpassung und Erweiterung, vor allem im Bereich der aktuellen Entwicklungen, aber auch in bisher vernachlässigten Bereichen, viertens die Möglichkeit der zeitnahen Korrektur, fünftens die Möglichkeit, lexikographische Befunde mit den Quellen-Texten zu verbinden, etwa mit Korpora oder Digitalisaten von Büchern. Schließlich halte ich die Möglichkeit, dass Nutzerinnen und Nutzer das Angebot interaktiv steuern können, für sehr attraktiv. Dazu gehören auch weitere Formen der Beteiligung, zum Beispiel Schaltflächen für Korrekturhinweise oder Anregungen.

Welche Herausforderungen gibt es bei der Nutzung digitaler Werkzeuge?

Es gibt beispielsweise Wörter mit mehreren Verwendungsweisen, die sich historisch unterschiedlich entwickelt haben. In diesen Fällen ist eine Wortverlaufskurve natürlich von begrenztem Wert, weil nicht erkennbar ist, welche Verwendungsweise wann belegt war. Das ‚können‘ die Maschinen und die Algorithmen im Moment *noch* nicht zuver-



lässig. Auch beim Ausbau der Korpora gibt es Herausforderungen: konzeptionelle, technische und auch rechtliche.

Was wünschen Sie dem ZDL für die Zukunft?

Der ‚Umbau‘ der Lexikographie im digitalen Zeitalter ist eine Aufgabe, die Wolfgang Klein in einem wegweisenden Beitrag über „Digitale Lexikalische Systeme“ aus dem Jahr 2004 umrissen hat. Die Ausgestaltung dieses Umbaus hat viele faszinierende Facetten, an denen wir im ZDL-Projekt intensiv arbeiten. „O saeculum, o litterae! Juvat vivere“, schrieb Ulrich von Hutten im Jahr 1518 an seinen Humanisten-Freund Willibald Pirckheimer und drückte damit seine Freude über die Entwicklung der philologischen Wissenschaften seiner Zeit aus. Auch wir leben in einer Zeit bemerkenswerter wissenschaftlicher Entwicklungen. Hutten schrieb weiter: „florent ingenia“, die tollen Köpfe können sich aufs Schönste entfalten. Das wünsche ich dem ZDL.

Prof. Dr. Thomas Gloning ist Germanist und Professor an der Justus-Liebig-Universität Gießen, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und seit Januar 2022 Koordinator des ZDL-Projekts.

Die Fragen formulierte **Bettina Mittelstraß**.

EINE CHATGRUPPE IN FRANKEN

BRIEFE ALS SOZIALE MEDIEN IM UMFELD DES DICHTERS JEAN PAUL

Von Selma Jahnke

Ungesellig war Jean Paul Friedrich Richter nicht und auch nicht – wie die Weimarer Klassiker argwöhnten – „fremd wie der Mond“ (Schiller) oder gar „ein Chinese in Rom“ (Goethe). Er unterhielt ein großes Korrespondenznetz, das ihn über die Geschehnisse außerhalb seiner 1801 gewählten kleinen Lebenswelt im Fränkischen (erst Meiningen, dann Coburg und ab 1804 Bayreuth) auf dem Laufenden hielt, und er hatte vor Ort viele Menschen, die seinen Alltag teilten und mitgestalteten.

„Richter, der mir gegenüber sitzt,
läßt mich nicht schreiben vor Lachen.“

Einen besonderen Zirkel bildete Jean Paul mit seinem Studienfreund und über lange Jahre ersten Leser und Kritiker Christian Otto, dem jüdischen Geschäftsmann und Makler Emanuel (ab 1814 trug er den Nachnamen Osmund) und dem viel jüngeren Violinisten und Tausend-sassa Paul Emile Thieriot. Mit dabei war auch die Berlinerin Caroline Richter geborene Mayer, die Jean Paul im Mai 1801 geheiratet hatte.

Die Zuschriftung der Briefe
kayes mit dem Adressat.

Meiningen 11. Apr. 02

Aber daß Sie auf so
gute Art müßten! Ich
sitze hier in Abrahä u.
Sarä Schooß, bin aber sehr
toll daß man mich sitzen
läßt. - aber Thieriot, wie
Sie schon, wird sich nicht
viel kümmern - ist bei mir
mit wem ich aber da.
- kann ich. Weimar von
Henderson, wenn ich zurück,
ist gar nicht die Sache -
in. wo man zu seiner
Zeit Suppliment wird sein
die obige Lektüre dann
dieser Ort mir gegenüber
läßt mich nicht mehr laß.
Weg Paris daß ich mich immer
auf Antwort, von der Begleitung
aber bin ich für
die Thieriot hier ist sag er Ihnen in diesem Augenblick selbst

Caroline

Ihr Brief war nur das Zeichen zur Übergabe dieser
beifolgenden, die wir nach Ihrer Abreise erhielten.



Jean Paul

Den einen Brief an Sie öffnete ich wegen der Aufschrift.

Emanuel



Caroline

Otto soll uns doch das Blatt des Vaters schicken,
worin der Tod der Schwester beschrieben ist.



Jean Paul

Vielen Dank für den Sechseimer Seelentrank.



Caroline

Die Hofrätin Heim verehrt Sie recht heilig. Und die
Mädchen haben glaube ich, noch naße Augen.



Emanuel



Thieriot

Ich bin erst seit vorgestern Abend da.

Caroline

Daß Thieriot hier ist sagt er Ihnen in diesem Augenblick selbst.

Emanuel



Thieriot

Ich sitze hier in Abrahä u. Sarä Schooß.

Von Caroline Richter, Jean Paul und
Paul Emile Thieriot an Emanuel, Seite 4.

Meiningen 11. April 1802 / Stadtarchiv Bamberg

Wahly mein Trümpf fülle ich dabei, ich
mein Liebe ich flüster die guten
Mausen um ihrer Liebe willen.
Warum wissen Sie nicht, hübscher
dass wir Ihnen danken, am meisten
fühle ich es, mein siele Zufriedenheit
dazu geföhrt, überall, ich mit ich
denn alles glücklich zu sein. Wenn
Sie froh waren, so sind wir gesegnet.
Nur ein Briefchen kann nach Leipzig
ich mich in ein Gottesdienst annehmen.
Um dieselbe Zeit als ich im vorigen
Jahre bei Ihnen glücklich war, wenn
ich es wieder sehen, mit willkomm
unter Ihren Augen. Mein Vater kann
sich nicht freuen von seinem Gesessenen
sagt Thieriot der die Karosse aus
Leipzig brachte. Dass er hier ist
sagt er Ihnen in diesem Augenblick
selbst - er gefällt mir sehr.
Dienstag Abend gehen wir mit ihm
zu dem guten Gaius, ich mit
Herrn Louisa und ich Gräfin von Ihnen
vorigen Jahre - und ein so willkommener Ihnen.

Die Hofräthein. Ihnen ersaget Sie wohl artig.
Und die Mädchen haben glauben ich, noch
neue Augen.
Die Kunstberg war vorgesetzt bei mir.
Und haben Sie zusammengebracht - ich bin
haben dankbare Gute Kinder.
Loben die sehr, Lesart, ich bin glücklich
der gute ungelübte Kisten ist geföhrt,
ich auch glücklich ich wir beide noch dazu
jaubar, auch mitunter freund laute - was man
sagt sich Ihre liebende Herz, darum
sagt ich.
Gott segne Sie gutes Segel, ich bin
selbst ich dankbar auf Ihre Freundschaft
sprechen Sie mir bald. Carolise.
sehr artig

Nur 1/2 Meile! - Ich wollte höher -
dann gutte eine Course gegeben.
- Minnen Dank für den
Dank immer Dankens wert; ja.
Kann sie ich mein Meistern
mit ~~und~~ noch Wissen um.
No Centner 1/2 - ist das
man Kabung oder Dage? -
adieu carissimo! - Ich meine
Lieber die ich ich mich der Aufst.

Die Freunde schrieben einander konventionell in Zweierkorrespondenzen, aber nicht selten mit der Bitte, den Brief weiterzureichen, oder in der selbstverständlichen Erwartung, er werde anderen vorgelesen. „Eben bekam ich Emanuels Brief“, schrieb Jean Paul am 5. Juli 1803 an Christian Otto. „Sag' ihm und dir, daß ich [...] bei ihm logiere, da ich bei Dir schon einmal 10 Jahre logiert und du bei mir noch keine Stunde.“ Manchmal schrieb auch einer an mehrere Empfänger oder man schrieb zu zweit oder dritt an einen Abwesenden. Als etwa Thieriot nach langer Reise in Meiningen bei dem Ehepaar Richter ankommt, verkündet er dies unter einem Brief Caroline Richters nach Bayreuth an Emanuel am 11. April 1802. Caroline schreibt: „Daß er hier ist sagt er Ihnen in diesem Augenblick selbst“. Und Thieriot bekräftigt: „Ich sitze hier in Abrahä u. Sarä Schooß [...]“. Thieriot verspricht, alles Mitteilenswerte der Reise solle Emanuel „zu seiner Zeit suppliert werden“: „Verständiges, wie Sie sehen, wird heute nicht viel geschrieben [...], denn Richter, der mir gegenüber sitzt, läßt mich nicht schreiben vor Lachen.“ Jean Paul grüßt auf demselben Bogen mit einem „Adio Carissimo“ und ergänzt „Nur ½ Wort!“ und einige Informationen zur Lieferung von „Sechseimern Seelentrank“, also Bier – ein besonders wichtiger Gegenstand in Jean Pauls Korrespondenz mit Emanuel. Den Umschlag adressieren alle drei gemeinsam. Emanuel in Bayreuth antwortet am 4. Mai an Thieriot nach Erhalt der dreihändigen Post: „Wie ich Deine 3 EinigkeitsAdresse auf dem ersten Brief aus Meiningen erhielt und ich die 3 Hände auf demselben sogl. entdeckte, schickt' ich sie als Räthsel meinem Otto und seine Auflösung war: ‚Thieriot ist da.‘“

Briefe wie diese scheinen besonders in den Momenten der Schreiberwechsel die Spontanität ihrer Entstehungssituation einzufangen, den Empfänger hineinzuholen in die Echtzeit der Begegnung. Thieriot kündigt am 29. September 1803 unter einem Brief an Emanuel an: „Der LegationsRichter soll Adieu hieher schreiben.“ Und Jean Paul, seines Zeichens Legationsrat, setzt ein: „Ich soll hieher schreiben Adieu; aber es ist noch die Frage.“ Oder Jean

plaudern, chatten und die Freundschaft bekunden

Paul wendet sich in einem Brief vom 26. Dezember 1802 an Emanuel an seine Frau Caroline Richter, indem er ihr Wort und Feder erteilt: „Nun, meine C., sage ihm sanfte weibliche Worte, Laute wie sie deinem trefflichen Manne in Romanen entfliegen, und fang' etwa so an: [...]“ Caroline Richter verweigert sich dieser Literarisierung, aber sie ergreift die Feder und in ihrer Weigerung lässt sie ihre eigene Stimme umso unverkennbarer erklingen: „ich will thun als verstände ich so wenig diese Aufforderung als ich sie befolgen kann.“

Was hier praktiziert wird, ist ein schriftliches Plaudern, eine Engführung von medialer Schriftlichkeit und konzeptioneller Mündlichkeit, die nicht nur der Übermittlung von Nachrichten, sondern vor allem der Freundschaftsbekundung dient. Ausgestellt wird eine Philophronesis, die schon seit der Antike als ein Ziel der Briefrhetorik gilt. Indem mehr als zwei Personen in Korrespondenz treten und sich am Gespräch beteiligen, eröffnet sich ein freundschaftlicher Raum, ähnlich den digitalen Chatrooms der Gegenwart, die einen realen Ort erschaffen, ohne die physische Präsenz der Gesprächspartner zu erfordern. In den Gruppenbriefen bezeugen mehr als zwei Augenpaare die Freundschaft. Durch ihre verschiedenen Blickrichtungen wird der imaginäre Ort der Begegnung mehrdimensional und plastisch. Beispielsweise koppelt Jean Paul – er befindet sich im März 1803 in Meiningen – die Ordnung auf dem Papier mit der Anordnung der Personen im Raum: „C. sage hinter her d.h. hinter mir was sie will“. Jean Pauls Schrift in diesem Absatz läßt auf einen hohen Alkoholpegel schließen: „Ich bin heute seelig, mitten im Schreiben, Rak-Thee-Trinken [...], sehr halb bei Verstand“. Rak, besser bekannt als Arrak, ist eine hochprozentige, dem Rum verwandte Spirituose, und man kann sich Caroline Richters

Unzufriedenheit in seinem Rücken lebhaft vorstellen. Wenige Sätze später lädt er – in diesem Brief an Emanuel – Christian Otto zu sich an den Tisch ein: „Herzlich freu’ ich mich, ihn [Christian Otto] an meinem Tischtuch zu haben [...]. Am besten wär’ es, Ihr beide zugleich“. Auch Caroline Richter platziert einmal einen Tisch im Brief: „Wir werden mit Ihnen leben, an Ihrem Tische sitzen, Sie überall begleiten[,] unsere Körper haben sich ja nur getrennt.“ Dieser Brief ist Teil einer Sendung vom 19. Juli 1803 aus Coburg nach Bayreuth, die auch je einen Brief Jean Pauls an Christian Otto und an Emanuel enthält – ihre Körper hatten sich ja nur getrennt, aber das Gespräch dauerte an.

Der Briefwechsel wird für den Austausch genutzt wie moderne Messengerdienste

Man darf nicht übersehen, dass die vermeintliche Unmittelbarkeit raffiniert konstruiert war. In einem Doppelbrief von Thieriot und Jean Paul am 14. September 1803 aus Coburg an Emanuel beginnt Jean Paul. Er schreibt zunächst über den neben ihm sitzenden Thieriot, „das Kraushaar“ sei „ungemein zufrieden, mit andern so sehr als mit sich“, dann zitiert er den Freund mit einer wörtlichen Rede: „Sagt, nur, ich schriebe aufs andere Blat’ sagt er und fängt an so: [...]“ Nun kommt Thieriot selbst zu Wort, aber im Irrealis. Er schreibt: „Müßt’ ich nicht mit Richters abgeschriebener Feder schreiben: so thät ichs wirklich und führ’ vielleicht fort: [...]“ Und dann fährt Thieriot tatsächlich fort mit seinem Brief, in dem er wiederum Jean Paul zitiert mit: „wie mein Richter eben sagt: ‚Alles ist gegenseitig und reziprok‘ und darum will er meinen Brief hernach auch lesen“. Im Folgenden gibt er Nachricht über Jean Paul, dessen Familie und sich selbst in der dritten Person, alle seien „wohl und fast beglückt, und waren’s gestern noch mehr, durch Briefe von Emanuel.“ Mit einer Art Kamerafahrt

von Jean Paul zu Thieriot und wieder zurück, während der das Gegenüber durch unterschiedlich direkte Redeformen heran- oder herausgezoozt und schließlich noch Emanuel selbst in den Fokus genommen wird, wird der Briefempfänger also freundschaftlich umzingelt und für den Moment der Brieflektüre löst sich die räumliche Distanz auf.

Ein Unterschied zur digitalen Chatgroup wird hier offenbar: Statt des normierten, sauberen Interface der digitalen Endgeräte, in dem die Korrespondenzpartner klar definiert sind, kommen die Briefe in ganz unterschiedlichen Gestalten daher, vom klitzekleinen Sedezformat, das stark durch die „Verlierbarkeit [...] im Briefträgersak“ gefährdet ist (Paul Emile Thieriot an Emanuel aus Coburg am 21. September 1803) über einen nur „sogenannten“ Brief, einen kleinen Fetzen, der „voller Schmutz ist, den ein Bierfuhrmann hat bringen sollen“ (Emanuel an Jean Paul aus Bayreuth, 11. Oktober 1803), bis zum Brief „à deux mains“, in dem ein Schreiber die Schrift des zweiten täuschend echt nachahmt, sodass dem Empfänger zwei Freunde in einer Gestalt begegnen (Paul Emile Thieriot und Jean Paul an Emanuel aus Coburg, Ende September 1803). Es gibt Briefe, die „zu spät bestellt und [...] wieder zurückgenommen“ (Thieriot an Emanuel am 21. September, s.o.) werden, bevor sie abgehen können, weil sie den Schreibern nicht mehr gefallen, und eilend geschriebene Briefe, deren Verfasser „mit wilden Geberden dem Abgang der Post entgegen“ sehen (Thieriot und Jean Paul an Emanuel Ende September, s.o.).

Ebenso divers sind, wie bereits aus den wenigen hier aufgeführten Beispielen hervorgeht, die Formen direkter und indirekter Adressierung, Leserschaft und Mitleserschaft. So unterscheiden sich die Mechanismen der Selbstvergewisserung und Gruppenbildung in digitaler und Briefkorrespondenz durch die unterschiedliche Beschaffenheit der Medien. Briefe sind jedoch in keinem geringeren Maß als digitale Plattformen und Messengerdienste soziale Medien mit ausdifferenzierter Bandbreite in der Nutzung.

Die digitale Edition der Briefe aus dem Umfeld Jean Pauls, die derzeit an der Jean-Paul-Arbeitsstelle der BBAW realisiert wird, soll das sichtbar machen. Ediert werden über 2.000 Briefe von über 300 Korrespondentinnen und Korrespondenten, die unabhängig von ihrer Bekanntheit, von Konfession, Geschlecht, Stand und Rang zu Wort kommen. Die Edition zeichnet sich aus durch eine Vielstimmigkeit, die über einen Zeitraum von 45 Jahren bis zum Tod Jean Pauls 1825 in Briefwechseln, Rund- und Gruppenbriefen reichlich soziales Leben dokumentiert. Während Eduard Berend in seiner bis heute maßgeblichen Briefausgabe der Briefe von Jean Paul bei Gemeinschaftsbriefen nur Jean Pauls Anteil wiedergegeben hat, den der anderen einstigen Briefschreibenden jedoch im besten Fall in reduzierter Schriftgröße oder im Anhang, bisweilen aber auch gar nicht, werden nun die Anteile aller Schreibenden gleichberechtigt ediert und kommentiert. Außerdem – und das ist bisher einzigartig – wird neben den direkt adressierten Empfängerinnen und Empfängern auch die erwiesene oder angenommene Mitleserschaft weiterer Personen dokumentiert. Zudem werden den Briefen Personenkreise und Themenschlagwörter zugewiesen. So lassen sich soziale Dynamiken besser nachverfolgen. Die Möglichkeit, Verfahren der Social-Media-Analyse auf das Briefkorpus anzuwenden, liegt damit auf der Hand. Ein punktgenaues Verlinken voneinander wechselseitig erhellenden Passagen in verschiedenen Briefen hilft, das sich vielfach überlagernde Rauschen der pausenlos kreuz und quer geführten Briefkorrespondenzen zu durchdringen. So öffnen sich die Briefplattformen, Gruppenchats und Postings, mit denen das Leben vor über 200 Jahren geteilt wurde, auch den heutigen Blicken und Fragen, nicht zuletzt nach Bedeutung und Funktionsweise sozialer Medien.

Selma Jahnke ist Germanistin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Jean Paul Edition der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.



Der junge Jean Paul

Porträtstich von Friedrich Wilhelm Nettleing nach Johann Heinrich Schröder, Zeitung für die elegante Welt (1804).



Abschiedsbriefe aus dem Umfeld Jean Pauls

DAS ECHO DER ANTIKE

DAS NEUE AKADEMIENVORHABEN ANTIQUITATUM THESAURUS

Von Elisabeth Décultot, Arnold Nesselrath
und Ulrich Pfisterer



1 Kelchkrater des Salpion
im Museo Archeologico
Nazionale in Neapel (inv. 6673).
Foto: Giorgio Albano



2 Kupferstich von Mathieu Oger in J. Spon, *Miscellanea eruditae antiquitatis* (1679), S. 25. Foto: UB Heidelberg



3 Kupferstich eines anonymen Stechers in B. de Montfaucon, *L'antiquité expliquée et représentée en figures* (1719), Bd. 1,2, Taf. 142. Foto: UB Heidelberg

Was haben ein wuchtiger Marmorkrater, eine schwächliche Statuette und ein aufwendig dekoriertes Bronzeknauf gemeinsam? Bei allen dreien handelt es sich um bis heute erhaltene antike Artefakte. Alle drei erregten zudem in der Frühen Neuzeit die Aufmerksamkeit zahlreicher Autoren, die sich um ein möglichst umfassendes Verständnis der Antike bemühten und dafür deren materielle Hinterlassenschaften studierten. Ihre Darstellungen verhalfen den Artefakten zu einem andauernden und vielfältigen Echo in grafischer Form.

Das Relief des 1,30 Meter hohen Kelchkraters aus Marmor zeigt, wie Merkur den Bacchusknaben der Nympe von Nysa überreicht. Seit dem 16. Jahrhundert diente er für Taufen im Dom von Gaeta (Abb. 1). Die nur 17 Zentimeter hohe Statuette eines ägyptischen Opferträgers, der verschiedene auf die Fruchtbarkeit des Nils hinweisende Gaben präsentiert, wurde um 1660 in Rom aufgefunden und gelangte gut zehn Jahre später in die Sammlung der Medici nach Florenz (Abb. 4). Und der versilberte Bronzeknauf befand sich Anfang des 17. Jahrhunderts im Besitz des französischen Gelehrten Nicolas-Claude Fabri de Peiresc (Abb. 7).

Mindestens 21 Bildquellen aus der Frühen Neuzeit lassen sich für die drei antiken Objekte, die heute in öffentlichen Sammlungen von Neapel, Florenz und Paris aufbewahrt werden, nachweisen. Ihre Abbildung diente damals der Erfassung und Dokumentation ihrer formalen Eigenschaften. Ein anderes Motiv für die bildliche Darstellung der Artefakte war, die jeweilige Interpretation ihrer Herkunft, ihres Zwecks und ihrer Bedeutung zu illustrieren.

Der ägyptische Opferbringer und seine ‚Karriere‘ in der Druckgrafik

Im Europa der Frühen Neuzeit bildete die Antike eine Referenz für die jeweilige Gegenwart. Sie war Maßstab für Politik, Gesellschaft und Kunst, ganz gleich ob als leuchtendes Vorbild oder abschreckendes Beispiel. Dabei strebten die Antiquare der Neuzeit danach, die Inhalte der schriftlichen Tradierung auch mit der visuellen Überlieferung in Form erhaltener antiker Bild- und Bauwerke und sonstiger Artefakte in Verbindung zu bringen. Diese Methode, nach der mithilfe von antiken Bildwerken antike Texte erklärt wurden – und umgekehrt –, erlebte insbesondere im 17. und 18. Jahrhundert ihre Blütezeit. Über ganz Europa hinweg spannten sich die Korrespondenznetzwerke der Sammler und Interpreten antiker Schriften und Objekte. Die visuellen Medien – Zeichnung und Druckgrafik – dienten der gegenseitigen Unterrichtung und Verständigung der Gelehrten, aber auch der allgemeinen Verbreitung von Sammlungsbeständen oder den thematisch motivierten Interpretationen und Thesen in illustrierten Büchern.

Das Akademienvorhaben „Antiquitatum Thesaurus“, das 2021 an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften seine Arbeit als Langzeitprojekt aufgenommen hat, erschließt nun eine große Zahl und Bandbreite solcher Bildquellen des 17. und 18. Jahrhunderts und die darin dokumentierten Antiken, egal ob diese noch erhalten oder verloren sind. Dabei soll das gesamte, in diesem Zeitraum bekannte Spektrum antiker materieller Relikte – vom Bronzeknauf bis zu Statue und Tempel – in seinen frühneuzeitlichen Bilddarstellungen erfasst werden. Neben Artefakten aus der römischen und griechischen Antike spielen auch solche aus anderen Regionen der antiken Welt – etwa aus Ägypten oder den römischen Provinzen Europas – eine entscheidende Rolle. Auch deren frühneuzeitliche Abbildungen werden miteinbezogen. Zudem



4 Statuette eines ägyptischen Opferbringers im Museo Egizio in Florenz (inv. 543). Foto: Museo Archeologico Nazionale di Firenze

werden die Bildquellen im Akademienvorhaben keineswegs nur im Hinblick auf die Überlieferung von Antiken berücksichtigt. Sie werden vielmehr als eigenständige ‚Monumente‘ einer visuellen Konstituierung und Tradierung von Wissen über die Antike(n) analysiert. In welchem Kontext erschienen die Visualisierungen? Welche Motive spielten für die mediale Wiedergabe der Artefakte eine Rolle? Wer waren die Zeichner, Stecher, Auftraggeber, Verleger oder Sammler?

Der Marmorkrater aus Gaeta fand nach seiner frühesten, noch ungebildeten Erwähnung bei dem Humanisten Stephanus Pighius in dessen Schriften „Themis dea“ (1568) und „Hercules prodicius“ (1587) sein Echo vor allem in Zeichnungen. Nach heutigem Kenntnisstand sind sechs Zeichnungen von verschiedenen Künstlern aus dem 16. und 17. Jahrhundert bekannt, die aufgrund formaler Ähnlichkeiten oder gleichlautender Beischriften in der einen oder anderen Weise untereinander in Beziehung stehen dürften. Erst 1679 publiziert der französische Arzt und Archäologe Jacob Spon in seiner „Miscellanea erudita antiquitatis“ eine in der Darstellungsmethode abweichende



5 Kupferstich von Giovanni Battista Galestruzzi in A. Kircher, *Obelisci aegyptiaci interpretatio* (1666), S. 109. Foto: UB Heidelberg



6 Kupferstich eines anonymen Stechers in B. de Montfaucon, *L'antiquité expliquée et représentée en figures* (1719), Bd. 2,2, Taf. 140. Foto: UB Heidelberg

druckgrafische Reproduktion des Kraters und etablierte somit eine neue Bildtradition. Auf seine Abbildung greift sein Landsmann, der Gelehrte Bernard de Montfaucon zurück und kopiert sie in einer Tafel seiner „L'antiquité expliquée et représentée en figures“ von 1719 (Abb. 2, 3). Das Relief des Marmorkraters dient ihm als eine von insgesamt neun antiken Bildbeispielen zum Thema ‚Kindheit des Bacchus‘.

Die kleine Statuette des ägyptischen Opferbringers machte vor allem in der Druckgrafik ‚Karriere‘: Als erster widmet ihr der deutsche Universalgelehrte Athanasius Kircher in seinem 1666 erschienenen Werk „*Obelisci aegyptiaci interpretatio*“ eine Kupferstichtafel mit zwei komplementären Dreiviertelansichten, auf denen die verschiedenen links und rechts herabhängenden Opfergaben – sechs Gänse und zwei Fische – ersichtlich werden (Abb. 5). Außerdem zeigt eine Detailabbildung die Gaben auf dem Tablett, welches die Figur vor sich herträgt. Diese effiziente Visualisierung der wesentlichen ikonografischen Elemente der Figur wurde in einer ganzen Reihe von Publikationen nachgenutzt, wobei die drei Darstellungen nun in der Regel jeweils für sich genommen auf separaten Tafeln prä-

sentiert wurden. In ihren zugehörigen Texten diskutierten die frühneuzeitlichen Autoren vornehmlich die Rolle der dargestellten Figur im Kontext des Isis- und Osiriskultes der Ägypter und die Interpretation der dargebrachten Gaben – diverse Fläschchen, verschiedene Arten von Lotusblüten und -ranken sowie die bereits erwähnten Gänse und Fische – als Symbole der Fruchtbarkeit des Nils.

Bernard de Montfaucon zeigt den Opferträger in den zwei kanonischen Dreiviertelansichten auf einer Tafel, die ägyptischen Göttern, Buchstaben und Priestern gewidmet ist (Abb. 6). In seiner Erläuterung gibt er offen zu, dass er aus der Lektüre der vorangegangenen Studien nicht recht schlau geworden sei. Die Opfertafel mit den herabhängenden Lotusranken hält er für einen Altarblock, und er bemerkt, dass die außergewöhnliche Haartracht ganz im Gegensatz zur üblichen Kahlköpfigkeit ägyptischer Priester stehe, wie es die anderen abgebildeten Beispiele belegten.

Keiner der genannten Autoren erwähnt die Tatsache, dass es sich beim gesamten Oberkörper oberhalb des Lendenschurzes inklusive Kopf und der heute verlorenen Feder-

Für die Wissensgeschichte der frühneuzeitlichen antiquarischen Wissenschaft ist die Rekonstruktion von Tradierungsketten von großem Erkenntniswert

Krone um neuzeitliche Ergänzungen des antiken Unterkörpers handelt – obwohl das beim Blick auf das Objekt im Original unmittelbar deutlich wird. Ein solcher Prozess mag vor dem Hintergrund einer sich auf Autopsie und empirische Kenntnis berufenden ‚modernen‘ Geschichte der antiken Kunst, wie sie Johann Joachim Winckelmann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts propagieren wollte, ein geradezu paradigmatisches Beispiel für bloße ‚Buchgelehrsamkeit‘ einer ‚vormodernen‘ antiquarischen Wissenschaft sein. Für die Wissensgeschichte der frühneuzeitlichen antiquarischen Wissenschaft und ihrer Methoden ist die Rekonstruktion dieser Tradierungskette jedoch von großem Erkenntniswert.

Das dritte bereits angesprochene Objekt stellt die Betrachter und Interpreten teils bis heute vor Probleme: Das komplexe, in Bronze gegossene Gebilde aus stereometrischen Körpern und figürlichen Formen ist mit Reliefs, silbernen Einlegearbeiten und der Inschrift „ADELFI“ verziert. Die visuelle Tradierung des Artefakts reicht hier von einem Holzschnitt in der „Vetustissimae tabulae aeneae [...] explicatio“ des italienischen Historikers Lorenzo Pignoria (1605) erneut bis zu Montfaucons „L’antiquité expliquée“ (1719). Aus dem Nachlass seines frühesten bekannten Besitzers, des französischen Sammlers und Antiquars Nicolas-Claude Fabri de Peiresc (1580–1637), stammen zwei präzise gezeichnete und teils kolorierte Aufnahmen des Stücks (Abb. 8). Anhand einer Reihe von hinzugefügten Exzerpten aus Texten antiker Autoren wird deutlich, dass Peiresc davon ausging, dass es sich hierbei um den Griff eines Wasserhahns („ΕΠΙΣΤΟΜΙΟΝ“) handelte. An anderer



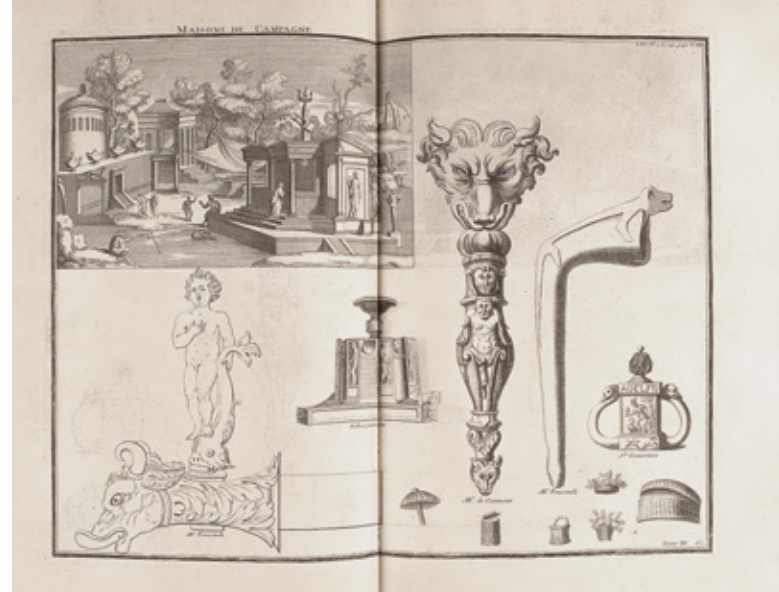
7 Teilversilberter Bronzeknauf in der Bibliothèque nationale de France in Paris (inv. Bronze.1885).
Foto: Serge Oboukhoff

Stelle vergleicht Peiresc die auf dem Würfel dargestellte Szene mit einem spätantiken Kalenderbild mit Bezug zum Isis-Kult und gelangt zu einer Datierung des Objekts ins 4. Jahrhundert. Da für Montfaucon kein Anlass besteht, an Peirescs Funktionsbestimmung zu zweifeln, fügt er seine Abbildung des Knaufs folgerichtig auf einer Tafel ein, die der Ausstattung von Landhäusern der Römer gewidmet ist, wo Wasserspiele eine wichtige Rolle gespielt hätten (Abb. 9).

Bereits dieser kleine Ausschnitt aus dem überreichen Material des Thesaurus deutet die verschiedenen Stoßrichtungen des Vorhabens an: Ohne vorauseilende Urteile über vermeintliche Qualität oder Relevanz werden die Zeugnisse des Antikenstudiums der Frühen Neuzeit ausgewählt und ausgewertet und untereinander in Beziehung gesetzt. Dabei zeichnen sich Überlieferungsketten ebenso ab wie personale Netzwerke. Zu zahlreichen in den Museen und Sammlungen der Welt erhaltenen antiken Artefakten werden Provenienz- und Erhaltungsgeschichte rekonstruiert, und eine noch unbekannt Zahl an heute verlorenen Antiken bereichert sowohl unser eigenes Verständnis des Altertums als auch dasjenige der Frühen Neuzeit.



8 Zeichnungen eines anonymen Künstlers in Paris, Bibliothèque nationale de France, Dép. Estampes et Photographie, RESERVE FOL-AA-54, fol. 99.
Foto: gallica.bnf.fr/BnF



9 Kupferstich eines anonymen Stechers in B. de Montfaucon, *L'antiquité expliquée et représentée en figures* (1719), Bd. 3,1, Taf. 65. Foto: UB Heidelberg

Die Informationen, die das Langzeitprojekt zusammenträgt, werden in einer Datenbank verzeichnet und untereinander sowie mit weiteren digitalen Ressourcen vernetzt – zum Beispiel den Sammlungsdatenbanken von Museen oder den Digitalisaten von Bibliotheken und Archiven. Auf diese Weise entsteht ein breit angelegtes und anschaulich vernetztes Repositorium zur materiellen Grundlage des frühneuzeitlichen Wissens über die Antike und dessen Repräsentation im Bild. Diese digitalen Ressourcen stehen dann weltweit der weiterführenden Forschung und der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung und tragen zur semantischen Kontextualisierung von Zeugnissen unseres kulturellen Erbes bei.

Mit dem neuen Vorhaben „Antiquitatum Thesaurus“ untermauert die Akademie der Wissenschaften die hier seit dem Wirken Theodor Mommsens gepflegte Tradition der Grundlagenforschung zum Nachleben und zur Überlieferung des Altertums. Der Thesaurus steht neben den epigraphischen Großprojekten „Inscriptiones Graecae“ und dem „Corpus Inscriptionum Latinarum“ und schließt eine Lücke, die derzeit zwischen den digitalen Angeboten des

„Census of Antique Works of Art and Architecture Known in the Renaissance“ und dem „Corpus der antiken Denkmäler“, die Johann Joachim Winckelmann und seine Zeit kannten, besteht.

Prof. Dr. Elisabeth Décultot ist Professorin für Neuzeitliche Schriftkultur und europäischen Wissenstransfer und Direktorin des Interdisziplinären Zentrums für die Erforschung der europäischen Aufklärung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Prof. Dr. Arnold Nesselrath, vormals Professor für Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und stellvertretender Direktor der Vatikanischen Museen, ist frei schaffender Kunsthistoriker.

Prof. Dr. Ulrich Pfisterer ist Professor für Kunstgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Direktor des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München.

Gemeinsam leiten sie das Akademienvorhaben „Antiquitatum Thesaurus. Antiken in den europäischen Bildquellen des 17. und 18. Jahrhunderts“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.



KOMPONIST DER MODERNE – KOMPONIST DER TRAUMFABRIK

DIE ERSTE KRITISCHE AUSGABE DER WERKE
VON ERICH WOLFGANG KORNGOLD

Von Friederike Wißmann und Arne Stollberg



Erich Wolfgang Korngold,
„Kings Row“ (1942), Main Title,
Beginn des Particells (Autograph);
Library of Congress, Washington,
D. C. (Music Division, Korngold
Collection); © Korngold Estate
(mit freundlicher Genehmigung von
Kathrin Korngold Hubbard)

Erich Wolfgang Korngold (1897–1957) galt als komponierendes Wunderkind, wurde für seine avancierte Tonsprache gefeiert, nach der Uraufführung der Oper „Die tote Stadt“ (1920) weltberühmt und stieg in den 1920er Jahren zu einem der meistgespielten Komponisten im deutschsprachigen Raum auf, mit internationaler Ausstrahlung bis zur Metropolitan Opera New York. Doch schon bald sah er sich durch das Festhalten an der Tonalität in die Rolle einer Gegenfigur zur musikalischen Avantgarde gedrängt. Der ästhetischen Kontroverse folgte der biographische Bruch: Aufgrund seiner jüdischen Herkunft wurde der Wiener Erich Wolfgang Korngold 1938 in die Emigration gezwungen. Schon seit 1934 hatte er zeitweise in Hollywood für den Film gearbeitet und maßgeblich das Idiom dessen geprägt, was bis heute als klassischer „Hollywood-Sound“ gilt. Einer der berühmtesten Filme, zu denen Korngold eine stilprägende und bis heute bekannte Filmmusik komponierte, für die er mit dem Oscar ausgezeichnet wurde, ist „The Adventures of Robin Hood“ („Robin Hood, König der Vagabunden“) aus dem Jahr 1938. Paradoxerweise gereichte ihm diese bahnbrechende Tätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg allerdings zum Schaden: Korngolds Versuch, sich in Europa wieder mit Werken für die Opernbühne und den Konzertsaal zu etablieren, scheiterte just an der Stigmatisierung als vermeintlicher Vasall der Filmindustrie.

Kaum ein anderer Komponist repräsentiert die Musikgeschichte der Moderne in all ihrer Vielgestaltigkeit, aber auch in ihren Brüchen und Umbrüchen so wie Erich Wolfgang Korngold. In den letzten Jahren vollzog sich innerhalb der Rezeptionsgeschichte eine regelrechte Kehrtwende: Was als „Korngold-Renaissance“ begann, hat die Werke des Komponisten mittlerweile fest ins Repertoire zurückgebracht.

Korngolds Filmmusik ist für die Edition eine besondere Herausforderung

Die editionsphilologische Aufarbeitung von Korngolds Œuvre war hingegen lange ein Desiderat. Dies ändert sich seit Januar 2021: In der „Erich Wolfgang Korngold Werkausgabe“ (EWK-WA) werden in den kommenden 25 Jahren, gemeinsam getragen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur, sämtliche musikalischen Werke – mit Ausnahme der Operettenbearbeitungen – ediert. Die EWK-WA ist damit nach der Bernd Alois Zimmermann-Gesamtausgabe das zweite neue musikwissenschaftliche Editionsprojekt im Akademienprogramm zu einem Komponisten des 20. Jahrhunderts. Konzipiert ist das interakademische Vorhaben mit drei Arbeitsstellen an der Humboldt-Universität zu Berlin, der Hochschule für Musik und Theater Rostock und der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Filmmusik stellt an eine Edition besondere Anforderungen. Um dem Gegenstand gerecht zu werden, sind zunächst einige zentrale Fragen zu diskutieren: Welche Version der Filmpartitur soll Grundlage der Edition sein? Welche Rolle könnte ein gedruckter Band in diesem Zusammenhang spielen? Inwieweit wäre er in der Lage, mit einem ‚stabilen‘ Notentext auf die Variabilität und Offenheit der Gattung zu reagieren? Auf welche Weise ließen sich die Möglichkeiten digitaler Präsentationsformate ausnutzen, um das Spezifische einer Filmmusik adäquat zur Geltung zu bringen?

Für die EWK-WA ist die – bei Korngold – typische Genese einer Filmmusik mitsamt allen hieraus entstehenden Quellensorten maßgebend. In einem ersten Schritt fertigte Korngold Skizzen an, teils direkt, am Klavier improvisierend, beim Anschauen des bereits fertig abgedrehten und geschneiten Films, teils entlang eines vorgegebenen Zeitrasters für die Musikbestandteile der jeweiligen Sequenz (*Cue Sheet*). Auf dieser Basis erarbeitete Korngold anschließend das Particell (*Short Score*), eine Entwurfsform, in der idealiter die vollständige Musik enthalten ist und die für den Komponisten gleichsam bereits das fertige ‚Werk‘ repräsentierte. Das zum Teil mit Instrumentationsangaben versehene Particell diente den Orchestratoren des Studios als Vorlage für die Erstellung der Partitur, die von Korngold korrigiert, somit zugleich autorisiert, und zur Anfertigung des Stimmenmaterials verwendet wurde.

Korngold improvisierte am Klavier beim Anschauen des Films

Damit liegt im Prinzip eine klar umrissene ‚Werkgestalt‘ vor: die Partitur, wie sie bei der Aufnahme der Musik im Studio für die Tonspur des Films Verwendung fand. Geplant ist, diese Version im Rahmen der EWK-WA als gedruckten Band zu publizieren. Die Partituren sind in den



Erich Wolfgang Korngold; Library of Congress, Washington, D. C. (Music Division, Korngold Collection); © Korngold Estate (mit freundlicher Genehmigung von Kathrin Korngold Hubbard)

Warner Bros. Archives der University of Southern California, Los Angeles, nahezu vollständig erhalten und können – trotz des spezifischen Gattungsformats – potentiell als ‚ Fassungen letzter Hand‘ gelten. Die Particelle werden mit dem gesamten musikalischen Nachlass des Komponisten in der Library of Congress, Washington, aufbewahrt. Die Tatsache, dass sich die autographen Quellen im Wesentlichen an zwei Standorten bündeln, Washington und Los Angeles, ist für die Edition ein erheblicher Vorteil.

Eine besondere Herausforderung ergibt sich durch spätere Bearbeitungen des Filmmaterials. Nach den Aufnahmen mit Korngold wurden zuweilen noch Modifikationen am Film vorgenommen, zumeist Kürzungen oder Umschnitte, die zu einer entsprechenden Anpassung des Soundtracks und der Musikeinspielung führten. Dies geschah mitunter, ohne dass es zwangsläufig Eingang in die Partitur gefunden hätte. So ist es möglich, dass im Film

etwas anderes erklingt als das, was der Notentext zeigt. Welches ist aber nun die Filmmusik? Jene, die im Film zu hören ist? Und wenn ja, in welcher Version des Films, falls es mehrere gibt? Oder wäre es angemessen, den bei der Einspielung benutzten *Full Score* als die ‚eigentliche‘ Filmmusik zu identifizieren, unabhängig vom Grad der Übereinstimmung mit dem tatsächlichen Soundtrack?

Der Editions-wissenschaft wird ein Terrain erschlossen, das bislang weitgehend unbeachtet geblieben ist

Bei der Filmmusik spielt die Online-Komponente der Edition eine tragende Rolle, weil sie, unter Einbezug der Bildebene, transparent zu machen vermag, was der Musikwissenschaftler Ben Winters als genretypischen „multi-text“ bezeichnet hat. Jene hybride Darstellungsform, die in der Zweidimensionalität bedruckter Seiten allenfalls angedeutet werden kann, ist für die Entwicklung digitaler, interaktiver Tools ebenso reizvoll wie herausfordernd. In Zusammenarbeit mit dem „Zentrum Musik – Edition – Medien“ (ZenMEM) der Universität Paderborn möchte sich die EWK-WA dieser Herausforderung stellen und der Editions-wissenschaft damit ein Terrain erschließen, das bislang weitgehend unbeachtet geblieben ist. Die Edition der Filmmusiken zielt also nicht zuletzt auf die Schaffung methodischer Grundlagen für eine innovative multimediale Darstellung von Kompositionen dieses Genres.

Dass Korngolds Beiträge in den ‚traditionellen‘ Genres (Oper, Instrumental-, Vokal- und Schauspielmusik) gemäß dem *state of the art* der Editionstechnik aufbereitet werden, versteht sich von selbst: Es geht zunächst darum, für die musikalische Praxis zusammen mit dem Verlag Schott

Music zuverlässige, kritisch edierte Notentexte zur Verfügung zu stellen, was angesichts der derzeit benutzten, durchaus fehlerhaften Ausgaben von höchstem Belang ist. Darüber hinaus werden auf einer Webplattform Edirom-Tools zum Einsatz kommen, um den edierten Notensatz mit Digitalisaten der zugrunde liegenden Quellen zu verknüpfen. Die hybrid konzipierten Editionen sollen als Basis für weiterführende Forschungen dienen, einschließlich Fragen der Exilgeschichte und des Kulturtransfers zwischen Europa und den USA.

Prof. Dr. Arne Stollberg ist Professor für Historische Musikwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin (HU Berlin) und Projektleiter der Erich Wolfgang Korngold Werkausgabe (EWK-WA).

Prof. Dr. Friederike Wißmann ist Professorin für Musikwissenschaft an der Hochschule für Musik und Theater Rostock (hmt) und Projektleiterin der Erich Wolfgang Korngold Werkausgabe (EWK-WA).



Eine Geschichte der Moderne

IM BÜRO BESUCHT ...



© BBAW / Judith Affolter

FREDERIKE NEUBER

KOORDINATORIN DIGITAL HUMANITIES / TELOTA – IT/DH

Was schätzen Sie an Ihrer Arbeit?

Am besten gefällt mir meine Tätigkeit genau auf der Schnittstelle zwischen geisteswissenschaftlicher Forschung und Informatik. Wie beide Bereiche in den Digital Humanities zusammenfließen, finde ich unglaublich spannend und so auch die Zusammenarbeit zwischen TELOTA und den Vorhaben der BBAW. Letztere haben jeweils eigene Themen, Quellen und Fragestellungen. In der Zusammenarbeit müssen wir uns immer wieder aufs Neue überlegen, wie sich die Forschung bestmöglich mit dem Computer operationalisieren lässt. Das ist jeden Tag eine neue Herausforderung, die mir viel Freude bereitet.

Welche Vorstellungen über Digital Humanities entsprechen nicht der Realität?

Die größte Illusion ist, dass der Computer einem die geisteswissenschaftliche Arbeit abnimmt oder auf Knopfdruck Ergebnisse liefert. Bis der Computer neue Erkenntnisse hervorbringt oder spannende Analysen ermöglicht, müssen Menschen beispielsweise erst einmal ziemlich viel Arbeit in die Erstellung konsistenter und sauberer Daten stecken. Diese Arbeit wird oft unterschätzt. Obwohl die digitalen Methoden neue Möglichkeiten für die Forschung schaffen, bleibt es grundsätzlich dabei: Menschen müssen Ziele abstecken, kritische Entscheidungen treffen und interpretatorische Leistungen erbringen.

Digital Humanities stehen für Teamwork

Welche Fähigkeiten brauchen Sie als Koordinatorin jeden Tag?

Eine gute Portion Kreativität. Was wir in den Digital Humanities an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften machen, ist trotz der Menge Fachwissen und Erfahrung, die das Team mitbringt, oft auch echte Pionierarbeit. Man muss immer wieder *out-of-the-box* denken, um neue Lösungen für komplexe Phänomene und Fragestellungen zu finden.

Was ist für Sie in Ihrem Tätigkeitsbereich die wichtigste Erkenntnis?

Eine zentrale Voraussetzung ist, dass im gesamten Team gute Stimmung und eine offene Atmosphäre herrschen. Die Digital Humanities stehen für Teamwork. Wir haben es mit Aufgaben zu tun, die keiner alleine lösen kann. Niemand kämpft allein. Niemand vereint alle Kompetenzen, die man für ein digitales Forschungsprojekt braucht, in einer Person. Forschungsarbeit und digitale Arbeit müssen immer respektvoll und auf Augenhöhe ineinandergreifen, um gute Ergebnisse zu liefern.

Was hat Ihren Berufsweg maßgeblich beeinflusst?

Nach meinem Bachelorabschluss habe ich ein Praktikum an der Bibliotheca Hertziana in Rom gemacht, die an das Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte angeschlossen ist. Das war zukunftsweisend. Denn dort kam ich zum ersten Mal mit wissenschaftlichen Editionen und Digital Humanities in Kontakt. Etwa zu dieser Zeit erschien auch am Huygens-Institut in Amsterdam die digitale Edition der Briefe Vincent van Goghs. Die Briefe wurden einschließlich der in ihnen enthaltenen Zeichnungen online zugänglich – und sind so eine reiche Quelle für die kunsthistorische Forschung! Als gedruckte Edition wäre das vermutlich am Umfang und an den Kosten gescheitert. Ich war damals vollkommen überrascht und begeistert davon, wie modern geisteswissenschaftliche Forschung sein kann. Daraufhin habe ich mich in Berlin für den Master in Editions-wissenschaften eingeschrieben und ein Jahr später an der BBAW als studentische Hilfskraft beworben.

Welches Buch muss man gelesen haben?

Da würden mir viele Bücher einfallen. Derzeit lese ich Doris Knechts neuen Roman „Die Nachricht“ (München 2021). Es geht um digitales Stalking und um Hass im Netz gegen Frauen und deren Hilflosigkeit, sich dagegen zu wehren. Ein sehr aktuelles und schwieriges Thema.

Was zitieren Sie gerne?

Einen Ausschnitt aus einem Lied von André Heller: „Die wahren Abenteuer sind im Kopf. Und sind sie nicht im Kopf, dann sind sie nirgendwo.“

Wie würden Sie die folgenden Worte ergänzen?

Wir bräuchten mehr...

... unbefristete Stellen, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und Frauen in Führungspositionen.

Dr. Frederike Neuber studierte Italianistik, Geschichte, Kunstgeschichte und Editions-wissenschaften und promovierte in Digital Humanities. An der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften koordiniert sie seit 2020 als wissenschaftliche Mitarbeiterin den Bereich Digital Humanities.

TELOTA ist kein Teenager mehr: Ende 2021 hat TELOTA – „The Electronic Life Of The Academy“ – sein zwanzigstes Lebensjahr vollendet. Ein Grund zu feiern! Und eine gute Gelegenheit, den Blick zurück zu den Anfängen, in die Gegenwart und in die Zukunft des ‚digitalen Lebens‘ an der BBAW schweifen zu lassen.

20 JAHRE TELOTA

Von Alexander Czmil und Frederike Neuber

„Wozu (noch) Editionen im Informationszeitalter?“ lautete der Titel eines im November 2000 an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ausgerichteten Symposiums. Im Anschluss notierte Christoph Marksches – damals Akademiemitglied, seit 2020 Akademiepräsident – in einem im Circular der BBAW erschienenen Bericht zur Veranstaltung folgende Wünsche an digitale Editionen: „Wenn man [...] seine Editionen auch im Internet anbieten möchte, wäre es hilfreich, neben dem Text per ‚Link‘ nicht nur die Apparate, sondern einen Kommentar und vielleicht sogar die vollständigen Kollationen und gegebenenfalls digitalisierte Handschriftenphotographien abrufbereit zur Verfügung stellen zu können. Solche auf die Internetpräsentation von editorischer Arbeit abgestellte Programme fehlen aber bislang.“

Im selben Monat fand an der Akademie der Wissenschaften ein Workshop über elektronisches Publizieren statt.

Die daran anschließende Vorstandssitzung gilt heute als Gründungstunde von TELOTA. Zu dieser Zeit gab es die Digital Humanities – das wissenschaftliche Arbeitsfeld TELOTAs – unter dieser Bezeichnung noch nicht. Zu der damals vom Vorstand angestrebten „elektronischen Offenheit“ der Akademie war es noch ein weiter Weg, und die Entwicklung von digitalen Methoden für die geisteswissenschaftliche Forschung steckte in vielen Bereichen noch in den Kinderschuhen.

Heute sind die Digital Humanities fester Bestandteil der Akademie und der geisteswissenschaftlichen Forschungsmethodik. Viele Wünsche und Visionen von damals sind wahr geworden: Wer beispielsweise durch das „Patristic Textarchiv“ (pta.bbaw.de), die „edition humboldt digital“ (edition-humboldt.de) oder das „Corpus Nummorum“ (corpus-nummorum.eu) navigiert, findet inhaltlich reiche, strukturierte und kommentierte, vielvernetzte und unter



Ein Teil des TELOTA-Teams bei einem virtuellen Meeting in Zeiten der Pandemie.

freien Lizenzen verfügbare digitale Forschungsressourcen. TELOTA begleitet die Vorhaben und Projekte der Akademie dabei in allen Schritten des *digital lifecycle* einer elektronischen Forschungsressource: Konzeption, Erfassung bzw. Bearbeitung, Publikation sowie Langzeitverfügbarkeit und Archivierung.

Vieles was TELOTA in den letzten 20 Jahren in Zusammenarbeit mit den Vorhaben und in Drittmittelprojekten entwickelt hat, war (und ist) Pionierarbeit. Die BBAW hat sich damit als wichtiger Akteur in den Digital Humanities im nationalen und internationalen Raum einen Namen gemacht. Dies ist, neben der stetigen Unterstützung durch die Leitungsebene der Akademie und der hervorragenden Zusammenarbeit mit den Vorhaben und Projekten im Haus, vor allem auch dem Engagement und der Expertise der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die TELOTA über die Jahre begleitet haben, zu verdanken.

Zukünftig bleiben für TELOTA die Herausforderungen der Nachhaltigkeit und langfristigen Verfügbarkeit der digitalen Forschungsressourcen zentral. Ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung ist dabei das 2021 bewilligte Konsortium Text+ der Nationalen Forschungsdateninfrastruktur (NFDI), in dem die Akademie mit dem Zentrum Sprache und TELOTA stark vertreten ist. Vor dem Hintergrund der in Anzahl und Komplexität stetig wachsenden digitalen Ressourcen an der BBAW, steht außerdem die seit 2019 eingeleitete (Re-)Organisation von Arbeitsprozessen im Projektmanagement und der Forschungssoftwareentwicklung weiterhin im Fokus des TELOTA-Teams.

In jedem Falle werden TELOTAs 20. Geburtstag und die 2020er Jahre weiterhin für Bewegung und Entwicklung in den Digital Humanities innerhalb der Akademie und darüber hinaus sorgen.

PTA

Patristisches Textarchiv

Ein Open Access-Archiv antiker christlicher Texte

[Startseite](#)
[Über](#)
[Suche](#)



Adlige und bürgerliche Lebenswelten in den Akten ostpreussischer Gutsarchive

Buchreihe von Güte Koch, Berlin: Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, 2017 - 2021

Lebenswelten, Lebensgewohnheiten und politische Horizonte der ostpreussischen Adelsfamilie Lettow von 18. bis in das 20. Jahrhundert

Das in Preußen so viele wissenschaftliche Güterbesitzerinnen, für den Umgang mit Gütern und Güterbesitzern im ostpreussischen Raum von 18. bis in das 20. Jahrhundert.

Die Spätjahre aristokratisch-bürgerlicher Lebenswelten in den Akten ostpreussischer Gutsarchive

Das in Preußen so viele wissenschaftliche Güterbesitzerinnen, für den Umgang mit Gütern und Güterbesitzern im ostpreussischen Raum von 18. bis in das 20. Jahrhundert.

schleiermacher

Briefwechsel, Tagebücher, Notizen von Friedrich Schleiermacher (1768-1834)

Die Publikation des Akademiearchivs der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Suche

Themen

Themen

MEGAdigital

Online-Ausgabe der historisch-kritischen Gesamtausgabe von Karl Marx und Friedrich Engels: **Werkausgabe von den Brüdern Karl Marx und Friedrich Engels (MEGA)**, von 2009

„Das Kapital“ und Vorarbeiten

Briefwechsel insgesamt

Exzerpte, Notizen und Zeilungsausschnitte

Über diese Edition

Weitere Materialen und Texte

Suche

Wilhelm von Humboldt: Online-Edition der sprachwissenschaftlichen Korrespondenz

Die Online-Edition der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Über die Edition

Suche

Register

Suche

Moesia inferior, Thracia, Mysia, Trasia

Map of the region showing the locations of Moesia inferior, Thracia, Mysia, and Trasia.

Aloys Hirt: Briefwechsel und Antike Schriften

Buchreihe von Güte Koch, Berlin: Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, 2014 - 2015

Über diese Edition

Briefe

Antike Schriften

Suche

edition humboldt digital

Über die Publikation der Akademiearchivs der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Über die Edition

Suche

Jean Paul - Sämtliche Werke

Die Online-Edition der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Über die Edition

Suche

August Wilhelm Ifflands dramaturgisches und administratives

Buchreihe von Güte Koch, Berlin: Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, 2017 - 2021

Über diese Edition

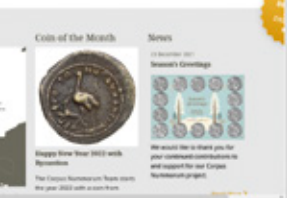
Suche

Übersicht

1801 P 1	1801 P 1 - 1801 P 1	1801 P 1
1801 P 2	1801 P 2 - 1801 P 2	1801 P 2
1801 P 3	1801 P 3 - 1801 P 3	1801 P 3
1801 L 1	1801 L 1 - 1801 L 1	1801 L 1
1801 L 2	1801 L 2 - 1801 L 2	1801 L 2
1801 L 3	1801 L 3 - 1801 L 3	1801 L 3
1801 L 4	1801 L 4 - 1801 L 4	1801 L 4
1801 L 5	1801 L 5 - 1801 L 5	1801 L 5
1801 L 6	1801 L 6 - 1801 L 6	1801 L 6
1801 L 7	1801 L 7 - 1801 L 7	1801 L 7
1801 P 2	1801 P 2 - 1801 P 2	1801 P 2
1801 P 3	1801 P 3 - 1801 P 3	1801 P 3
1801 P 4	1801 P 4 - 1801 P 4	1801 P 4
1801 P 5	1801 P 5 - 1801 P 5	1801 P 5

CAGB digital

Handwritten letters, notes and other documents from the CAGB digital archive.



Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften ist eine wichtige Akteurin in den Digital Humanities im nationalen und internationalen Raum.

LINKS

TELOTA-Webseite:

www.bbaw.de/bbaw-digital/telota

Informationen zum TELOTA-Geburtstag:

www.bbaw.de/bbaw-digital/telota/20-geburtstag

Screenshots einiger digitaler Forschungsressourcen, die in Zusammenarbeit zwischen Akademieprojekten und TELOTA entstehen.

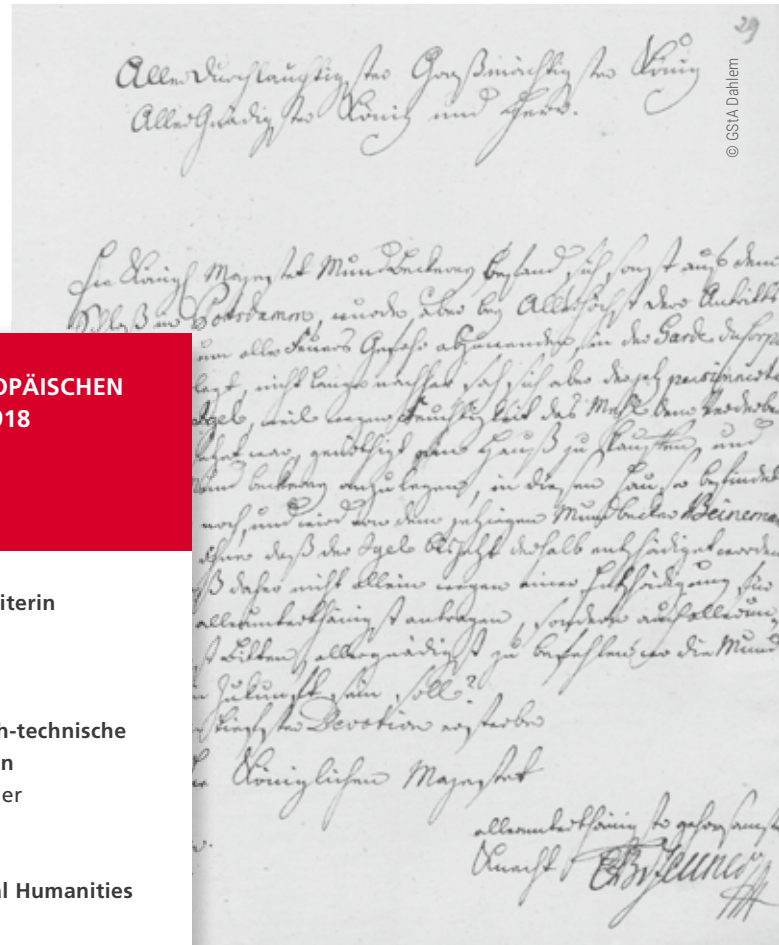
„Unser Projekt bietet ideale Bedingungen, um anregende und konzentrierte Forschung betreiben zu können – sowohl ganz klassisch mit Dokumenten aus dem Archiv als auch auf digitalen Wegen.“

Dr. Anja Bittner, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsraum des Geheimen Staatsarchivs in Berlin Dahlem



© G. STA PK / Christine Ziegler

Hofmarschall Zeuner an Friedrich Wilhelm II (1795)



© GSA Dahlem

ANPASSUNGSSTRATEGIEN DER SPÄTEN MITTELEUROPÄISCHEN MONARCHIE AM PREUßISCHEN BEISPIEL 1786 BIS 1918

Arbeitsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Wissenschaftliche Leitung

Prof. Dr. Wolfgang Neugebauer
Prof. Dr. Monika Wienfort

Wissenschaftliche

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Dr. Anja Bittner
Dr. des. Annelie Große
Ulrike Marlow
Dr. Hartwin Spenkuch

Arbeitsstellenleiterin

Dr. Bärbel Holtz

Wissenschaftlich-technische

Mitarbeiterinnen

Dorothea Wagner
Anette Wendt

TELOTA – Digital Humanities

Jan Wierzoch
Lou Klappenbach

„In Pandemie-Zeiten haben wir zu den vielförmigen digitalen Arbeitstreffen auch noch gemeinsame digitale Mittagessen bzw. Mittagspausen eingeführt, weil uns der kollegiale Austausch sonst zu sehr gefehlt hätte.“

Dr. Bärbel Holtz (Arbeitsstellenleiterin)



© BBAW / Judith Afelter

GEMEINSAME DETEKTIVARBEIT

Von Bärbel Holtz

Am noch jungen Königshof der Wittelsbacher soll in den 1820er Jahren das Zeremoniell überarbeitet werden, weshalb die bayerischen Hofbeamten handschriftlich in Berlin anfragen, wie denn bei den Hohenzollern – immerhin seit 1701 ein Königshof – das Zeremoniell gestaltet wird. Die Berliner Hofbeamten schicken daraufhin einen Brief mit allen Details nach München. Dort finden wir rund 200 Jahre später diese Quelle, wie wir sie in unserem Berliner ‚Stamm‘-Archiv wegen Kriegsverlusten nicht ermitteln konnten. Wir lesen und deuten sie und ordnen ihre Aussagen historisch ein. Archivalische Quellen wie diese, das heißt Handschriften, die sich für uns vor allem im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem befinden, edieren wir jeden Tag. Denn die preußische Monarchie mit dem Hof als ihrem Herzstück ist unser gemeinsames Thema. Wir erforschen höfische Prozesse und Entwicklungen innerhalb der Monarchie und erarbeiten arbeitsteilig eine Quellenedition in über zehn thematischen Bänden, beispielsweise zu den Strukturen, der Finanzierung, dem Kulturtransfer oder schließlich der Bildpolitik des Hofes – ein Thema, bei dem die Kollegin Anja Bittner die Feder führt.

Unsere Editionsbände werden von grundlegenden Fragen geleitet: Wie reagierte die Monarchie auf gesellschaftliche und politische Umbrüche und Änderungen? Hat sie sich an die Verbürgerlichung und neue Staatsform mit Verfassung und Parlament angepasst, oder nicht? Änderte sich der Zutritt zum Hof sowie seine soziale Ausweitung? Hat die Monarchie sich technische Errungenschaften der Industrialisierung oder neue mediale Möglichkeiten der Repräsentation zunutze gemacht?

Für unsere wissenschaftliche, mitunter detektivische Arbeit nutzen wir die Kapazität unseres gesamten Teams. An paläografischen Herausforderungen – dem Entziffern von Handschriften aus mehr als 130 Jahren – haben wir ganz besondere Freude und rätseln bei Problemfällen gern auch gemeinsam.

Ganz wesentlich ist für uns die Internetpräsenz der Arbeitsstelle actaborussica.bbaw.de. Sie ist das Tor unserer Arbeit zur Gesellschaft. Der Erfolg unserer Webseite, die Annelie Große ganz wesentlich mitkonzipiert hat, wäre nicht denkbar ohne TELOTA, das elektronische Herz der Akademie. Lou Klappenbach und Jan Wierzoch von TELOTA kennen die Philosophie unseres Projektes und begleiten uns fruchtbar und gewinnbringend.

Im wissenschaftlich-technischen Bereich ist auch ein gutes Datenlektorat für alle von zentraler Bedeutung. Das wird oft übersehen. Für die Verwaltung unserer zentralen Daten von der Webseite haben wir die studierte Archivarin Anette Wendt im Team.



„Das gemeinsam erarbeitete und von mir ständig ergänzte und angepasste Pflichtenheft steht allen im Team über die Cloud zur Verfügung und ist für das einheitliche Erscheinungsbild unserer Print- und Web-Publikationen unverzichtbar.“

Anette Wendt, wissenschaftlich-technische Mitarbeiterin im Homeoffice



„Zwei Dinge schätze ich an der Zusammenarbeit mit dem ‚Preußen-Team‘ ganz besonders: die gute und produktive Kommunikation bei unseren Treffen und die große Datenvielfalt, auf deren Basis wir die verschiedenen Module der Webseite entwickelt haben. Vor allem gefällt mir die Arbeit an den Visualisierungen!“

Lou Klappenbach, Wissenschaftliche Mitarbeiterin TELOTA – Digital Humanities



„An meinen aktuellen Aufgaben gefällt mir besonders die Kombination aus Geschichtswissenschaft, die ich selbst studiert habe, und Softwareentwicklung – an der Forschung teilzuhaben und digitale Möglichkeiten und Methoden für die Kolleginnen und Kollegen in den Vorhaben bereitzustellen und in Kooperation mit diesen zu entwickeln.“

Jan Wierzoch, wissenschaftlicher Mitarbeiter TELOTA – Digital Humanities



„Die Rekonstruktion von vergangenen Lebenswelten, Praktiken und Vorstellungen anhand eines intensiven Quellenstudiums ist eine meiner Lieblingsaufgaben als Historikerin: Am schönsten sind die Momente, in denen man zuvor verborgene Zusammenhänge erkennt oder Unerwartetes aufdeckt. Dank der umfangreichen Digitalisierung archivalischer Quellen konnte ich diese kleinen Erfolgsmomente während der Pandemie auch am heimischen Schreibtisch erleben.“

Dr. des. Annelie Große, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Homeoffice

12 Mai 67.

An
die königliche Sanitäts-
Kommission
hier selbst.

Indem ich hiermit geforsamst anzeige, daß ich
durch einen schweren Krankheitsfall genöthigt bin,

die zu erlassende Polizei-Verordnung sollte
zunächst fordern, daß die Abtritte, Senkgruben
u. ähnliche für die Aufnahme von Excrementen
benutzten Orte regelmäßig (in Zeiten der Epi-
demie täglich) desinficirt und geruchlos ge-
macht werden;
sie sollte ferner die höchsten Strafen androhen
für diejenigen, welche dieser Vorschrift nicht
nachkommen;
sie sollte jedoch diejenigen außer Verantwortlich-
keit erklären, welche mit den geprüften u. be-
glaubigten Desinfectoren in ein regelmä-
ßiges Vertragsverhältniß getreten sind;
sie sollte ferner für die Zeit der Epidemie
von allen denen, welche ein solches Vertrags-
verhältniß nicht haben, die tägliche Abfuhr der
Excremente verlangen, von den anderen da-
gegen nur eine alle 8-14 Tage wiederholte.
Die Sanitätskommission sollte endlich für
die Unterrichtung, Prüfung und Bestallung
einiger Desinfectoren für jedes Revier sorgen.

Berlin, 12 Mai 1867

Prof. Virchow



Rudolf Virchow
(Archiv der BBAW, Fotoslg.,
R. Virchow, Nr. 1b)

12 Mai [18]67.

An
die Königliche Sanitäts-
Kommission
hier selbst.

Indem ich hiermit gehorsamst anzeige, daß ich
durch einen schweren Krankheitsfall genöthigt bin,

die zu erlassende Polizei-Verordnung sollte
zunächst fordern, daß die Abtritte, Senkgruben
u. ähnliche für die Aufnahme von Excrementen
benutzten Orte regelmäßig (in Zeiten der Epi-
demie täglich) desinficirt und geruchlos ge-
macht werden;
sie sollte ferner die höchsten Strafen androhen
für diejenigen, welche dieser Vorschrift nicht
nachkommen;
sie sollte jedoch diejenigen außer Verantwortlich-
keit erklären, welche mit den geprüften u. be-
glaubigten Desinfectoren in ein regelmä-
ßiges Vertragsverhältniß getreten sind;
sie sollte ferner für die Zeit der Epidemie
von allen denen, welche ein solches Vertrags-
verhältniß nicht haben, die tägliche Abfuhr der
Excremente verlangen, von den anderen da-
gegen nur eine alle 8-14 Tage wiederholte.
Die Sanitätskommission sollte endlich für
die Unterrichtung, Prüfung und Bestallung
einiger Desinfectoren für jedes Revier sorgen.

Berlin, 12 Mai 1867

Prof. Virchow

Schreiben von Rudolf Virchow an die Königliche Sanitätskommission vom
12.5.1867, betreffend eine zu erlassende Polizei-Verordnung (von Schreiberhand)

(Archiv der BBAW, Nachlass Rudolf Virchow, Nr. 2597, Bl. 21)

SCHÄTZE DES ARCHIVS

DER MEDIZINER RUDOLF VIRCHOW UND DER BAU DER BERLINER KANALISATION

Von Vera Enke

Der Berliner Mediziner Rudolf Virchow (1821–1902) legte stets besonderes Augenmerk auf den Zusammenhang von unreinem Trinkwasser und Ausbrüchen von Epidemien. Als im Jahr 1866 über 8.000 Berliner an Cholera erkrankten, von denen mehr als 6.000 starben, veranlasste die Königliche Sanitätskommission, der Rudolf Virchow angehörte, erstmals eine Recherche zu den örtlichen Verhältnissen. Sie ordnete unter anderem die Erhebung genauester statistischer Daten über die Zustände von Brunnen und Latrinen Berlins im Zusammenhang mit der Anzahl der Todesfälle in den umgebenden Häusern an. Virchow war nicht zuletzt aufgrund der Ergebnisse, die 1872 in seinen Generalbericht über die Untersuchung der auf die Kanalisation und Abfuhr bezüglichen Fragen einfließen, fest davon überzeugt, dass eine Kanalisation Berlins zu einer Verbesserung der Trinkwasserqualität führen und diese sich positiv auf die Zahl der Infektionen auswirken würde. Seiner Initiative ist es insbesondere zu verdanken, dass Berlin ein Kanalisationssystem mit zentraler Wasserversorgung und -entsorgung erhielt – ein System, das später in zahlreichen Städten im In- und Ausland übernommen wurde. 1881 war die Berliner Innenstadt mit rund 10.000 Anschlüssen komplett kanalisiert. Sieben Jahre nach Virchows Tod wurde der Bau der Berliner Kanalisation, einschließlich der Anlage der Rieselfelder am Stadtrand, abgeschlossen. Die hygienischen Verhältnisse konnten verbessert und die Sterbe- und Krankheitsrate deutlich gesenkt werden.

Zahlreiche Dokumente, so unter anderem Briefe, Statistiken und Kartenmaterial zu diesen Vorgängen, finden sich im Nachlass von Rudolf Virchow, den das Akademiearchiv verwahrt.

Haus-Nr.	Mortalität relative absolute	Bevol. d. Strasse	Wasserbeschaffenheit	Cholera 1866	Haus-Nr.	Mortalität relative absolute	Bevol. d. Strasse	Wasserbeschaffenheit	Cholera 1866	Haus-Nr.	Mortalität relative absolute	Bevol. d. Strasse	Wasserbeschaffenheit	Cholera 1866	Haus-Nr.	Mortalität relative absolute	Bevol. d. Strasse	Wasserbeschaffenheit	Cholera 1866					
Stralauer Strasse																								
26	0.005	1/4	12	II	92	0.033	6/4	43	II	37-38	0.029	12/4	22	I	150	0.021	10/4	34	III					
31	0.005	1/4	15	II	36	0.034	9/4	49	I	62	0.039	16/4	29	I	128	0.022	10/4	32	I					
36	0.007	3/4	32	II	58	0.034	10/4	58	I	69	0.040	27/4	45	I	4	16	0.023	7/4	22					
38	0.007	1/4	10	I	2	0.036	9/4	48	I	33	0.042	20/4	39	I	1	141	0.023	15/4	38					
43-44	0.011	1/4	51	I	7	0.037	15/4	29	III	47	0.042	23/4	136	II	5	2	4	0.025	12/4	63				
20	0.013	3/4	16	II	44	0.037	17/4	110	II	49	0.042	14/4	74	II	7	23	0.025	17/4	49					
28-29	0.013	3/4	17	I	19	0.038	2/4	46	I	3	0.043	13/4	61	I	1	6	0.028	8/4	20					
34	0.013	6/4	34	I	55	0.022	6/4	64	I	24	0.043	30/4	82	II	1	136	0.028	2/4	5					
37	0.013	16/4	85	I	Lange Strasse										54	0.049	5/4	74	I	7-8	0.029	28/4	70	II
46	0.014	10/4	51	I	5	25 ²	0.000	9/2	90	II	58	0.049	37/4	83	I	4	22	0.033	10/4	39				
24	0.014	5/4	26	II	52-53	0.004	1/4	17	I	8	12	0.050	21/4	30	III	2	1	15	0.036	5/4	10			
32	0.014	11/4	54	I	40	0.013	13/4	72	I	5	0.052	12/4	58	I	2	1	127	0.036	6/4	12				
4-6	0.015	6/4	28	I	23	0.014	7/3	163	I	4	0.053	8/4	38	I	5	3	135	0.042	10/4	17				
48	0.015	4/4	66	I	39	0.014	2/4	10	I	63	0.056	52/4	66	I	1	42	0.048	3/4	34					
30	0.015	5/4	28	I	2	0.016	2/4	9	II	30-36	0.057	33/4	66	I	1	Garten Strasse								
46	0.015	18/4	83	II	65	0.018	20/4	102	I	51	0.061	2/4	33	II	5-8	0.000	9/4	3	I					
52	0.015	9/4	43	III	2	30	0.021	8/4	30	II	52	0.069	15/4	12	II	167	0.000	9/1	2					
41	0.017	27/4	111	III	2	41	0.021	6/4	20	I	56	0.034	58	II	9-12	0.006	1/4	12						
12	0.018	27/4	106	II	40	0.022	23/4	73	I	3	Potsdamer Strasse													
22	0.018	6/4	24	II	64	0.022	18/4	59	I	10	0.000	0/4	6	II	23	0.009	5/4	38						
45	0.018	22/4	88	I	1	25	0.023	2/4	74	II	133	0.003	1/4	25	I	160	0.009	3/4	24					
54	0.019	29/4	107	I	4	26	0.023	3/4	9	II	139	0.003	2/4	47	II	22	0.004	16/4	82					
40	0.020	16/4	56	III	2	1	36	0.024	12/4	35	I	1	0.007	4/4	40	I	18	0.015	11/4	51				
11	0.020	13/4	46	I	1	44-45	0.028	31/4	77	I	1	0.007	1/4	10	III	46	0.020	11/4	40					
15	0.020	15/4	54	II	1	37	0.029	3/2	52	I	124	0.007	1/4	10	III	24	0.029	32/4	78					
48	0.021	26/4	86	I	1	16-17	0.030	14/4	106	II	125-128	0.008	3/4	26	III	168	0.029	19/4	59					
9	0.022	8/4	26	III	2	42	0.030	4/4	31	II	13	0.009	8/4	60	I	159	0.031	5/4	119					
27	0.022	12/4	38	II	1	22	0.031	6/4	65	II	2	0.010	3/4	22	I	156	0.032	15/4	101					
39	0.022	30/4	96	I	1	35	0.031	7/4	75	II	48	0.010	1/4	7	II	162	0.032	23/4	90					
49	0.022	35/4	113	II	2	1	61	0.032	10/4	90	I	134	0.010	5/4	36	II	12	0.033	4/1	120				
40	0.023	13/4	53	I	1	8	0.033	2/4	52	I	23	0.011	1/2	44	III	25	0.033	20/4	43					
47	0.023	31/4	139	I	1	9	0.033	14/4	96	III	134	0.011	6/4	40	I	161	0.033	28/4	106					
33	0.023	41/4	129	III	1	41	0.033	15/4	32	III	74	0.012	4/4	23	I	158	0.034	14/4	93					
17	0.024	12/4	36	I	1	27	0.033	10/3	99	I	134	0.012	3/4	17	I	163	0.034	16/3	93					
51	0.025	10/4	28	I	1	28	0.034	9/3	89	I	134	0.012	7/4	41	I	4	0.036	4/4	8					
3	0.026	17/4	38	II	3	1	57	0.034	16/4	33	I	129	0.013	15/4	84	II	160	0.037	25/4	48				
8	0.026	4/4	11	III	1	20	0.035	10/3	36	I	9	0.015	9/4	43	I	10-12	0.038	100/4	1700					
43	0.026	11/4	30	I	1	29	0.035	13/4	94	I	19	0.015	3/4	14	II	21	0.039	31/4	97					
25	0.027	4/4	29	II	1	50	0.035	11/4	35	I	11	0.012	8/4	34	I	1-3	0.041	24/4	95					
50	0.027	25/4	197	III	4	2	10-28	0.036	39/4	116	II	17	0.017	4/4	12	II	15-18	0.041	118/4	204				
37	0.028	31/4	132	I	1	21	0.036	25/4	50	I	190	0.017	3/4	53	I	166	0.046	82/3	220					
51 ²	0.028	12/4	30	II	1	46	0.036	13/4	26	II	5	0.019	10/4	37	II	157	0.047	166/3	227					
33	0.029	72/4	177	I	2	32	0.037	18/4	35	III	132	0.019	12/10	63	II	164	0.048	15/3	63					
53	0.030	22/4	64	I	5	1	53	0.037	19/4	37	I	3	0.020	15/4	53	II	165	0.049	36/3	112				
1	0.031	9/4	21	I	1	34	0.038	18/4	119	II	20	0.020	5/4	18	II	20	0.070	36/4	57					
35	0.032	27/4	60	II	1	39	0.038	19/4	36	II	21	0.020	2/4	7	II	15	0.073	3/1	123					
21	0.033	24/4	52	I	1	43	0.038	24/4	45	I	131	0.020	7/8	43	II	19	0.112	13/4	21					
											138	0.020	18/4	64	I	31	0.035	133						

„Tabellarische Uebersicht der Mortalität und Wasserbeschaffenheit in den untersuchten Grundstücken der Stralauer-, Langen-, Potsdamer- und Garten-Strasse“ vom 18.10.1866

Die Ergebnisse der Lokalrecherche zu den örtlichen Verhältnissen flossen in das Gutachten von Virchow „Ueber die Kanalisation von Berlin“ aus dem Jahre 1867 ein.

(Archiv der BBAW, Nachlass Rudolf Virchow, Nr. 2597, Bl. 28-29)



Mehr zur Entstehung der Berliner Kanalisation

77

HOBRECHT
BAURATH.

BUREAU AM KARLSBAD 17. BERLIN, DEN 4. November 1874

Hochgeehrter Herr Professor!

Erlaubt Ihre gefällige, gestern an mich gerichtete Anfrage erwidere ich ergebenst, daß ich diejenigen Kosten, welche ich bereits früher der Commission [Abbreviatur für etcetera] angegeben, und welche demnächst auch, in Tabellen-Form vervielfältigt, der Stadtverordneten-Versammlung zugänglich gemacht worden sind, auch jetzt noch aufrecht erhalte. Danach belaufen sich die Kosten

	bei Britz	bei Osdorf
Druckrohrleitung	480 000	1 184 000
Maschinen- bzw. Kaufkosten	79 740	94 003
	61 500	151 700
Summe	621 240	1.429 703
		621 240
Differenz		808 463

Außerdem

Respectvoll
Hobrecht

Respectvoll sind die jährlichen Betriebskosten bei Osdorf etwa 5800g größer als bei Britz.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Hobrecht

HOBRECHT
BAURATH.

BUREAU: AM KARLSBAD 17. BERLIN, DEN 4 November 1874

Hochgeehrter Herr Professor!
Auf Ihre gefällige, gestern an mich gerichtete Anfrage erwidere ich ergebenst, daß ich diejenigen Kosten, welche ich bereits früher der Commission [Abbreviatur für etcetera] angegeben, und welche demnächst auch, in Tabellen-Form vervielfältigt, der Stadtverordneten-Versammlung zugänglich gemacht worden sind, auch jetzt noch aufrecht erhalte. Danach belaufen sich die Kosten

	bei Britz	bei Osdorf
Druckrohrleitung	480 000	1 184 000
Maschinen- bzw. Kaufkosten	79 740	94 003
	61 500	151 700
Summe	621 240	1.429 703
		621 240
Differenz		808 463

Außerdem

Außerdem sind die jährlichen Betriebskosten bei Osdorf etwa 5800 [Abbreviatur für Reichstaler] größer als bei Britz.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Hobrecht

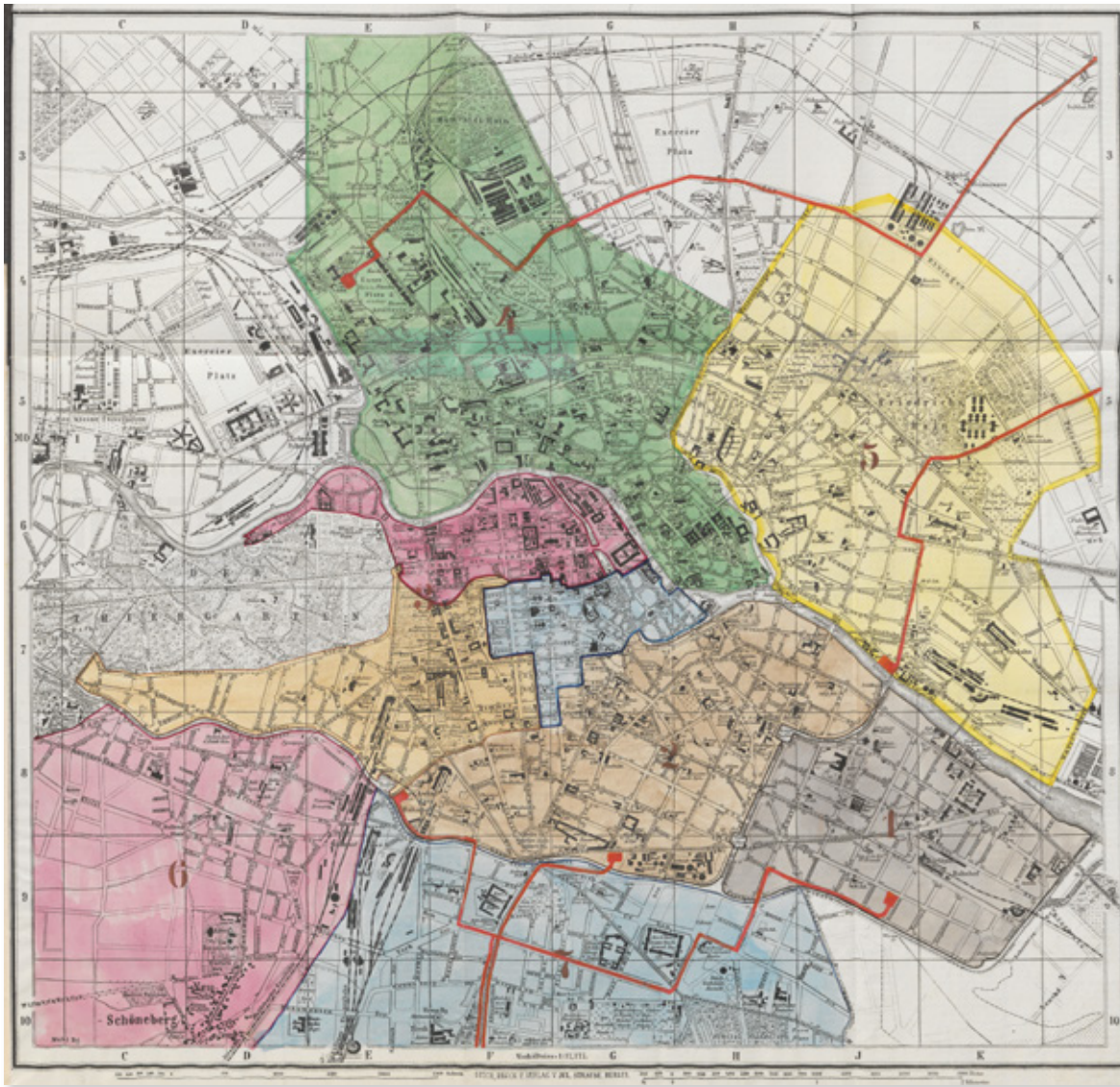
Brief von Baurat James Hobrecht, der von der Geldbewilligungs-Deputation mit der Ausführung des Baus betraut wurde, an Rudolf Virchow vom 4.11.1874. Die Kosten für den Bau des Berliner Kanalisationssystem waren immens, sie verschlangen ein Drittel der Einnahmen der Stadtkasse.

(Archiv der BBAW, Nachlass Rudolf Virchow, Nr. 2596, Bl. 77)



„Situations-Plan von Osdorf. Riesel-Anlagen. August 1877“
James Hobrecht überreichte diesen Plan am 29.8.1877 Rudolf Virchow.

(Archiv der BBAW, Nachlass Rudolf Virchow, Nr. 2596, Bl. 102)



„Vorstellung der Betriebsführung in den Radial-Systemen III, I, II, IV der Berliner Kanalisation“, November 1880

Dem 19. Blatt dieses Dokuments wurde ein Stadtplan von Berlin beigefügt, auf dem die Radialsysteme I bis VII gekennzeichnet sind. Die Radialsysteme V bis VII wurden erst nach 1880 in Betrieb genommen.

(Archiv der BBAW, Nachlass Rudolf Virchow, Nr. 2596, Bl. 60/1-19)

CONSILIUM – DIE 5 SINNE IN DER CORONA-KRISE

BETRACHTUNG EINER
AUFGEZEICHNETEN VERSTÄNDIGUNG

Von Bettina Mittelstraß



Auszüge aus der filmischen
Aufzeichnung der Veranstaltung
„Consilium – Sehen“ im Juni 2021, © BBAW

EPISODE 1: DAS SEHEN

Verändert sich das Sehen in, nach und durch die Corona-Pandemie? Im Leibniz-Saal der Akademie sitzen im Halbkreis und mit einigem Abstand zueinander zahlreiche Gäste aus Wissenschaft, Kunst und Kultur. Im Raum ist auch die Kunst anwesend – auf dem Boden ausgebreitet drei zarte Papierarbeiten in Blautönen. In Episode 1 von CONSILIUM sind die Anwesenden im Angesicht der Kunst aufgefordert, laut über das Sehen nachzudenken. „Ganz besonders im Kulturbereich hat sich gezeigt, was alles wegfällt, wenn Türen zu Museen, Ausstellungen, Galerien, Kinos, Konzertsälen oder Theatern für eine lange Dauer geschlossen werden“, sagt Olaf Zimmermann, der Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates. Gemeinsam mit Jeanine Meerapfel, der Präsidentin der Akademie der Künste, und Christoph Marksches, dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und Moderator des Abends, initiierte er diese Veranstaltung. Für Olaf Zimmermann ergeben sich aus den Erfahrungen mit der Pandemie viele Fragen für das Sehen: „Was bedeutet es, wenn uns Künstlerinnen und Künstler nicht mehr an die Hand nehmen und uns beim Sehen helfen können? Entsteht eine neuartige Blindheit? Oder werden neue Türen geöffnet? Was macht der Corona-Alltag



„Der schöne, große, lebendige Bauch eines Kinos“

Jeanine Meerapfel

im zweidimensionalen Sichtfeld digitaler Konferenzräume mit dem Sehsinn? Sehen wir jetzt anders? Werden wir vielleicht ein offeneres, freieres Sehen bekommen?“

Annahme der Defizite

Der traditionelle dreidimensionale Raum für eine Kunst, die dem Sehen gewidmet ist, ist das KINO. „Wenn wir in einem Raum zusammensitzen und etwas anschauen, bemerken wir, wie eine andere Person atmet und damit vielleicht Ablehnung oder Zuneigung ausdrückt“, sagt Jeanine Meerapfel, die als Filmemacherin dem Sehen besondere Aufmerksamkeit widmet. Die Spannung erhöht sich, wenn viele gemeinsam den Atem anhalten. Der Schrecken verstärkt sich, wenn auch andere um Atem ringen. Erleichterung macht sich bemerkbarer, wenn alle zugleich ausatmen. Einen Film am Computer anzuschauen sei hingegen meist eine einsame Situation, in der eine entscheidende Kunsterfahrung fehle, meint die Filmregisseurin. „Filme leben für mich erst dann, wenn mehrere Menschen sie gemeinsam schauen.“ Ihr eigener neuer Film soll daher warten, bis dieses Zeigen vor analogem Publikum möglich ist. „Er soll die Möglichkeit haben, auf einer Leinwand in diesem schönen, großen, lebendigen Bauch eines Kinos vorgeführt zu werden.“

Derweil ersetzen virtuelle Meetings die analogen Treffen – eine weltweit geteilte Erfahrung in der Pandemie. Teilnehmende betrachten sich nicht mehr auf Stühlen sitzend im Raum. Sie sehen Abbilder von Oberkörpern, die auf der Computeroberfläche in ‚Kacheln‘ angeordnet sind. Gruppenfotos auf Treppen verschwinden als Ausdruck erfolgreicher Konferenzen zugunsten von Bildschirmfotos mit Kachelansichten. Neu ist auch: Das virtuelle Konferieren

erschöpft die Menschen ungleich mehr als ein straff organisierter Tag in den Sitzungsräumen eines Gebäudes. „Es gibt ein inzwischen beschriebenes Phänomen, das sich ‚Zoom-Fatigue‘ nennt“, erläutert Charlotte Klonk, Professorin für Kunst und neue Medien an der Humboldt-Universität zu Berlin. „Es beschreibt die schnelle Ermüdung, die sich bei Konferenzen über digitale Plattformen bei allen Altersgruppen gleichermaßen einstellt.“ Klonk hat die ersten wissenschaftlichen Studien dazu gesichtet. Danach ist es vermutlich das multiplizierte punktuelle Sehen, das diese Müdigkeit erzeugt. „Außerdem fehlen dem Gehirn für die Verarbeitung des Gesehenen viele gewohnte



„Entsteht eine neuartige Blindheit?“

Olaf Zimmermann

Informationen, wie zum Beispiel solche zur Körpersprache im dreidimensionalen Raum.“ Das eingeschränkte ‚Körper-Sehen‘ will kompensiert werden – eine kognitive Anstrengung, die müde macht. Eingeschränkt ist auch eine im analogen Gespräch stets erfahrbare Antwort: die unvermittelte Response des anderen, der einem beim Zuhören anblicken kann. Die Menschen blicken jedoch während einer digitalen Besprechung nicht in die Kamera – und damit ins mediale Auge des Gegenübers –, sondern auf die vom Bildschirm präsentierte ‚Kachel‘ des anderen. Zurecht fühlt sich daher in der virtuellen Konferenz niemand angesehen. Auf das gegenseitige Ansehen aber sei

die „zwischenleibliche“ Kommunikation angewiesen, bestätigt die Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte, Professorin im Ruhestand an der Freien Universität Berlin. „Wir brauchen als eine Art Regulativ für unser eigenes Sprechen und Verhalten die Blicke der anderen.“ Und noch etwas fehlt im ‚gekachelten‘ digitalen Miteinander, ergänzt die Präsidentin des Deutschen Kulturrates, Professorin Susanne Keuchel: „Unsere Blicke sind nicht frei. Sie können nicht im Raum wandern und bei unterschiedlichen Perspektiven verweilen.“ Im Fokus des Vorgegebenen falle selbstbestimmte Fokussierung schwer.



„Die Pandemie hat das Defizit gezeigt, das auf allen Ebenen eintritt, wenn ein Bild sich nicht materiell selbst demonstriert“, fasst Horst Bredekamp, Professor für Kunst- und Bildgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin, zusammen. „Das Sehen ist auch ein Berührtwerden. So argumentierte schon der römische Philosoph Lukrez im ersten Jahrhundert vor Christus. Das bedeutet, im Sehen trifft eine Haptik auf die Augen.“ Nicht nur der Mensch nimmt danach ein Bild wahr – das Bild greift auch nach ihm. Voraussetzung ist die einander nahe Anwesenheit beider im dreidimensionalen Raum. Bredekamp nennt das den „Bildakt“ und gemeint ist eine Aktivität, die vom Bild ausgeht und im betrachtenden Menschen etwas auslöst. Dieser Herausforderung könne man sich nicht entziehen. „Das Haupterlebnis in diesem ‚Bildakt‘ ist Entzug. Ich muss einen Teil des eigenen Reflexionsvermögens abgeben und erkennen, was ein solches Kunstwerk mit mir macht.“

Dieses Phänomen von der „Nichtsteuerbarkeit“ in der Begegnung mit einer sich materiell zeigenden Form verstöre den betrachtenden Menschen, sagt der Kunsthistoriker, und darin liege eine Chance: „Nach der Bildtheorie von Aby Warburg ist diese Erschütterung auch das, was mich in Reflexionen treibt und mir einen Denkraum ermöglicht, in dem ich mich selbst in Frage stellen kann.“ Das also fehle uns, wenn wir keine Kunst mehr in Museen, Galerien oder Ausstellungen erfahren dürfen: eine „Einübung in Demut“, weil das, was mir gegenübertritt, „auch mich aufschlüsselt“.

Annahme über Zugewinne

Entzogen wird uns während der Pandemie also eine positiv zu wertende Erfahrung von Entzug. Weil wir genau darüber in der Pandemie aber nachzudenken gezwungen sind, ist Horst Bredekamp letztlich auch optimistisch: „Nicht die Verkümmern der fünf Sinne ist im Moment entscheidend, sondern das entstehende Bewusstsein für

die Defizite. So kann ein Wiedereintritt in eine wie auch immer geartete ‚Normalität‘ mit einem höheren Reflexionsgrad geschehen.“

Die Kunst ist da – und kommt aus dem Digitalen wieder heraus zu ihrer stofflichen Substanz. So wie eine Arbeit des US-amerikanischen Künstlers Arnold Dreyblatt. Er hat für München ein Mahnmal gestaltet, das auf dem Königsplatz an die Bücherverbrennung im Mai 1933 erinnert. „Die schwarze Liste“ heißt das Kunstwerk. In einer Spirale reihen sich die Titel der Bücher derjenigen Autorinnen und Autoren aneinander, die auf der „schwarzen Liste“ des Berliner Bibliothekars Wolfgang Herrmann standen und damals aus den Bibliotheken für immer entfernt werden sollten. Nach vier Jahren virtuellen Daseins dieser Arbeit wurde sie endlich realisiert und in Beton gegossen – eine Scheibe mit acht Metern Durchmesser aus hellem Beton liegt nun eingelassen in die grüne Rasenfläche vor der Antikensammlung, wo einst die SA aufmarschierte. Arnold Dreyblatt beobachtete an den ersten Tagen die Wirkung dieser ‚Störung‘ im öffentlichen Raum auf die Menschen: „Die Buchtitel haben keinen Anfang und kein Ende. Mit 10.000 Buchstaben ist das also eine Art interaktive Lese-situation. Man muss sich darin bewegen, und das taten die Menschen auch nach anfänglichem Zögern. Das sah aus wie choreografiert. Diese Übersetzung in die Bewegung war mir wichtig.“

Die Kunst liegt zu Füßen – auch vor den Gästen im Leibnizsaal der Akademie. Formen von Blau, einige Papierarbeiten der Bildenden Künstlerin Anna Schapiro. Erstanden seien sie so wie fast alle ihre Arbeiten für einen spezifischen Raum, erläutert Schapiro, und knüpft an das an, was Horst Bredekamp beschrieben hat. Ihr gehe es um das „Erwachen am Gegenüber“, an dem sich viele gesellschaftliche Fragen entzünden könnten. Dieses Gegenüber seien zum Beispiel die Aufführungsräume, in denen die Arbeiten erscheinen. „Ich gehe in einen Raum, halte mich dort länger auf und schaue. Es geht darum, noch vor der

„Es ist mehr Aufklärung über das Sehen notwendig“

Christoph Markschies

künstlerischen Arbeit zu fragen, was bereits schon da und vorhanden ist und wie ich auch das zum Vorschein bringen kann.“

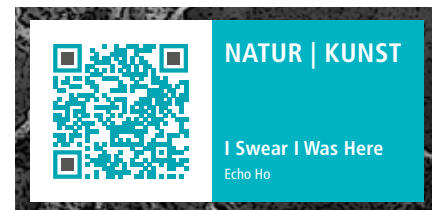
Schapiro schaut auch im öffentlichen Raum genauer hin: „Auf den Straßen sehe ich ein Aufkommen von immer mehr Lieferdiensten. Ich sehe vor allem den gesellschaftlichen Unterschied zwischen den Menschen, die Waren liefern und jenen, die die Ware erhalten. Die bereits vorhandenen Unterschiede werden in der Pandemie nochmal deutlicher, so dass man nicht wegsehen kann. Die Probleme in unserer Gesellschaft zeigen sich so klar – sie muss sich verändern.“

Verändert – hat sich alles für Johann König, als er mit zwölf Jahren durch einen Unfall sein Augenlicht verlor. Der Galerist ist in eine Kunstfamilie hineingeboren. Alles in seinem familiären Umfeld und Leben hatte mit Sehen zu tun – und hat es noch. Aus dem Nicht-Sehen wurde durch eine Hornhauttransplantation ein wenn auch eingeschränktes Wieder-Sehen. Bereits nach dem Abitur eröffnete er in Berlin eine erste Galerie. Sehen, sagt er heute, sei viel mehr als irgendeine Tätigkeit der Augen. Er orientiert sich dabei am Konzept der „postretinalen Kunst“ von Marcel Duchamp und erklärt: „Es geht um das, was nach der Netzhaut im Kopf ist. Sehen ist immer eine Kombination aus tatsächlichem physiologischem Sehen und Wissen oder auch dem, was man glaubt zu wissen.“ Ein Wasserglas auf dem Tisch zum Beispiel: Erkenne ich es, weil ich Reflexionen sehe? Kann die Reflexion nicht auch auf etwas anderes hinweisen?

Der dominierenden Sinneswahrnehmung könne man sich nicht entziehen, sagt auch der sehbehinderte Galerist. Die Fragen, die bleiben, zeigen weit über die Pandemie hinaus: Was sehen wir wie, wann und warum? Lernten wir in der Pandemie wirklich mehr oder weniger zu sehen? Darf es überhaupt so etwas geben wie Hierarchien des Sehens? Lauern nicht auch jenseits der Pandemie Gefahren für das

Sehen – wie eine Bildbeschreibung, die ein bestimmtes Sehen bereits vorgibt und schon dieser Text damit das Sehen führt und einschränkt? Sehen und erinnern wir die Realität nicht schon längst durch die Brille der uns umgebenden Fotografien? Was hat die Flut digitaler Bilder zu Gewalt und Katastrophen mit dem Sehen gemacht? Warum betrachten Menschen immer öfter die Realität durch ein filmendes Smartphone anstatt mit den Augen zu sehen? „Es ist mehr Aufklärung über das Sehen notwendig“, fasst Akademiepräsident Christoph Markschies am Ende für alle zusammen. „Die Pluralität der verschiedenen Formen und Dimensionen von Sehen ist das eigentlich Spannende. Nehmen wir also die Einladung an, die das Sehen bietet, und klären uns über uns selbst auf. Schauen wir doch einfach mal hin.“

CONSILIUM ist eine Veranstaltungsreihe der Akademie der Künste, der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und des Deutschen Kulturrats zur freien Reflexion über Auswirkungen der Pandemie auf die fünf menschlichen Sinne.



Polyphone, elektronisch bearbeitete
Gesangselemente und Field Recordings
aus Nepal und Japan



COLLEGIUM PRO ACADEMIA

Förderverein der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften e. V.

Vorsitzende: Friede Springer

c/o Leiterin des Präsidialbüros
Dr. Karin Elisabeth Becker
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Tel.: 030/20 370-241
Fax: 030/20 370-622
E-Mail: becker@bbaw.de

→ <https://collegium.bbaw.de>



VERANSTALTUNGS- ZENTRUM

Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften

Leiterin: Ulrike Roßberg
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon: 030/20 370-200
Fax: 030/20 370-666
E-Mail: rossberg@bbaw.de

→ <https://veranstaltungszenrum.bbaw.de>



HERMANN UND ELISE GEBORENE HECKMANN WENTZEL-STIFTUNG

Vorsitzender des Kuratoriums:
Prof. Dr.-Ing. Bernd Hillemeier
Vorstand: Dr. Karin Elisabeth Becker
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon: 030/20 370-241
Fax: 030/20370-622
E-Mail: becker@bbaw.de

→ <https://hws.bbaw.de>

IMPRESSUM

Herausgeber

Der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches

Koordination

Dr. Ann-Christin Bolay

Redaktion

Bettina Mittelstraß
www.bettinamittelstrass.de

Grafik und Layout

eckedesign GmbH,
Carolin Schneider
www.eckedesign.de

nach Entwürfen von
Thorsten Probst,
angenehme gestaltung

Bildnachweise

Kartengestaltung Titel:
eckedesign GmbH
Rückseite:
links: BBAW, Judith Affolter
Mitte: BBAW
rechts: BBAW, Holger Kupfer

Druck

PIEREG Druckcenter Berlin GmbH

Adressen

Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Standort Unter den Linden:
Unter den Linden 8
10117 Berlin

Standort Potsdam:
Am Neuen Markt 8
14467 Potsdam

www.bbaw.de

Trotz umfangreicher Bemühungen von Seiten der Akademie ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Rechteinhaber des Bildmaterials ausfindig zu machen. Rechtlich nachweisbare Ansprüche sind bei der Akademie geltend zu machen.

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin 2022.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers.

ISBN: 978-3-949455-07-0



Die Akademiegebäude am Gendarmenmarkt, Unter den Linden in Berlin und Am Neuen Markt in Potsdam